

EDUARD BERNSTEIN

**ENTWICKLUNGSGANG
EINES
SOZIALISTEN**

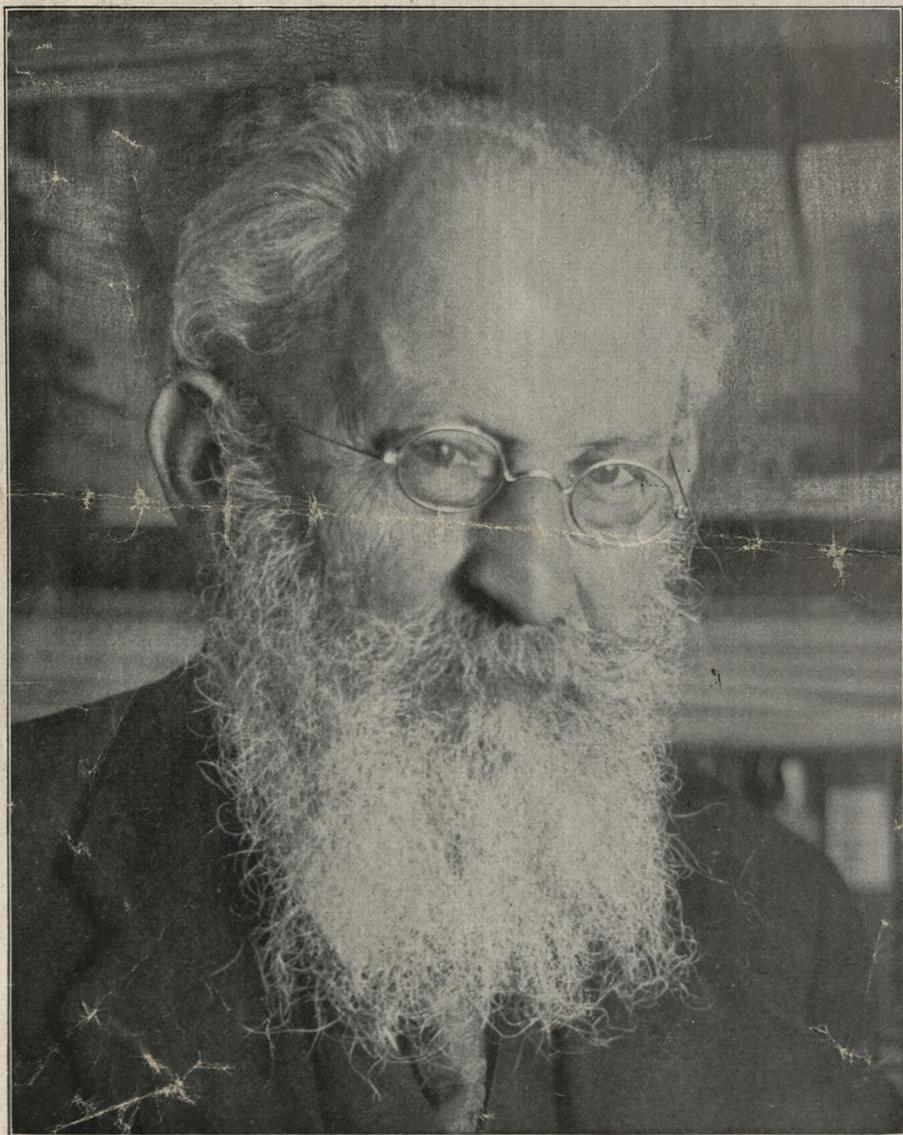


An

6500



Ino. No. 674



Mit Genehmigung der Abter Film Co., Berlin W 67.

Eduard Bernstein

EDUARD BERNSTEIN
ENTWICKLUNGSGANG
EINES
SOZIALISTEN

Friedrich-Ebert-Stiftung
Bibliothek

A26500

IV 9650



1 9

3 0

FELIX MEINER VERLAG IN LEIPZIG

Kalischer 28.7.2.30

Sonderausgabe aus
DIE VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE DER GEGENWART
IN SELBSTDARSTELLUNGEN

Herausgegeben von Dr. oec. publ. F. Meiner

I. Band

002297

**Sozialdemokratische Partei
Deutschlands
Parteivorstand
Bibliothek**

Alle Rechte, einschließlich der Übersetzung, vorbehalten

Copyright 1924 by Felix Meiner in Leipzig

Printed in Germany

EDUARD BERNSTEIN

Entwicklungsgang eines Sozialisten

Der Knabe und Schüler

Die Umstände, unter denen ich als Kind und Knabe herangewachsen bin, und auch meine Jünglingsjahre waren einer Entwicklung zum Wissenschaftler nicht sonderlich günstig. Ich bin als der siebente Sprößling einer an solchen überreichen Ehe auf die Welt gekommen (am 6. Januar 1850) und war bei meiner Geburt wie überhaupt bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr ganz außergewöhnlich klein und schwächlich. Letzteres hatte zur Folge, daß ich auch überaus schüchtern und, außer in meiner Phantasie, ebenso bescheiden war. So zog ich mich, als ich lesen gelernt hatte, was ziemlich früh der Fall war, wenn ich abends las in die äußerste Ecke des von einer Öllampe nur matt erleuchteten Zimmers zurück, welchem Umstand es zugeschrieben wird, daß ich schon als Knabe an Kurzsichtigkeit litt. Dies wiederum und meine körperliche Schwäche hatten zur Wirkung, daß mein Sinn für Realien sich nur wenig entwickelte.

Im Hause meiner Eltern ging es recht sparsam zu. Mein Vater, ursprünglich zünftig gelernter Klempner, war Lokomotivführer, und das Einkommen eines solchen reichte selbst damals nicht aus, eine Familie von zeitweilig zehn Köpfen auch nur in kleinbürgerlicher Behaglichkeit zu ernähren. Da meine Eltern den Luxus trieben, uns Sommer wie Winter Schuhe und Strümpfe tragen zu lassen, und uns in bessere Schulen schickten, mußte dafür an anderen Dingen um so mehr gespart werden. So bekam ich viel seltener, als meine Altersgenossen von der Strasse, die im Sommer barfuß liefen, ein Geldstück zu eigener Verwendung in die Hand. Doch war meine Jugend, wenn auch in mancher Hinsicht sorgenbelastet, so darum doch nicht glücklos.

Zwar mußte ich oft anhören, wie in meiner Anwesenheit Leute in bezug auf mich erklärten: „Ach, der macht es ja höchstens noch ein oder zwei Jahre“, und ich war schon siebzehn Jahre alt, als mir ein Mitbewohner unseres Hauses, bei dem ich damals zuweilen verkehrte, ins Gesicht sagte: „Eduard, Sie werden keine zwanzig Jahre alt.“ Aber ich kann nicht sagen, daß diese Ankündigungen mir großen Kummer machten. Sie haben nur insofern ungünstig auf mich gewirkt, daß sie mir in den Jahren, wo es für meine geistige Ausbildung darauf angekommen wäre, jedes ernsthafte Streben nahmen. Ich habe bis in mein Mannesalter hinein nie an mein Leben geglaubt und darum mit einer gewissen Resignation, die aber nicht sehr tragisch war, in den Tag hinein gelebt.

Viel hat zu letzterem beigetragen, daß ich sehr leicht aufgab und über ein ungewöhnlich gutes Gedächtnis verfügte. Beides recht zweifelhafte Gaben für jemand, der ohnehin zur Passivität neigt. Ich kam als Schüler gut vorwärts, weil mir in den Hauptgegenständen alles, was wir zu lernen hatten, geradezu zuflog, habe aber das wirkliche, solide Lernen, das geistige Erwerben meine ganze Schulzeit über nie gekannt.

Allerdings fehlte es mir auch an jeder geistigen Anleitung. Meine zwei älteren Brüder waren schon früh außer dem Hause, mein Vater durch seinen Beruf, meine Mutter durch Überlastung mit Hausarbeiten daran verhindert, sich mit mir geistig überwachend zu beschäftigen. Dem zu Hause geistig Arbeiten waren die engen Wohnverhältnisse hinderlich, wo ein Geschwister

das andere störte, auch hatte ich sehr viel Ablenkung. Ich hatte für meine Größe oder vielmehr Kleinheit recht weite Schulwege, die ich mir oft genug irgend einem Kameraden zuliebe noch weiter machte, als sie ohnehin waren, mußte auch manche Wege für den Haushalt machen und sonstige Arbeiten für ihn besorgen, und schließlich hatte enge Freundschaft mit einem Knaben, dessen Vater Schießstände hatte und Materialien dazu in einem für diesen Zweck gemieteten Garten zubereitete, zur Folge, daß ich viele Jahre jede freie Stunde helfend bei ihm im Garten oder in Schießständen zubrachte. Meiner körperlichen Erhaltung ist dieses viele Leben und Bewegen in der freien Luft zweifelsohne recht zuträglich gewesen, die geistige Ausbildung ist aber dabei zu kurz gekommen. Mein Freund war mir körperlich überlegen, schaute aber geistig zu mir auf, als geduldiger Zuhörer der endlosen Erzählungen, mit denen ich ihn unterhielt und von denen es mir noch heute rätselhaft ist, woher ich nur den Stoff dazu genommen habe. Denn von einer Bücherei war im elterlichen Hause nicht die Rede, wir hatten keinen der Klassiker, und selbst um meine Schulbücher stand es schlimm. Sie wurden aus Geldmangel stets beim Althändler und in oft so zerlesenem Zustande gekauft, daß der Anreiz, sich mit ihnen mehr als unbedingt nötig abzugeben, nur gering war. Meine Schulkameraden wohnten entweder zu weit von mir entfernt, oder lebten in zu anderen Verhältnissen, als daß sich zwischen einem von ihnen und mir ein intimeres Verhältnis hätte entwickeln können. Als Knabe habe ich nur Freunde aus dem Kleinbürgertum und der Arbeiterklasse gehabt.

Hat es mir aber in der Jugend an Anleitung gefehlt, so bin ich doch nicht ohne Anregung aufgewachsen.

Anregungen geistiger Natur und politische Jugendeindrücke

Meine Eltern, beide jüdischer Abstammung, gehörten der jüdischen Reformgemeinde an, einer Gemeinschaft, die in Deutschland für das Judentum etwa dasselbe ist, was in der evangelischen Christenheit der Protestantenverein, bei den Katholiken der Reformkatholizismus ist. Ihre Angehörigen feiern den Sonntag als wöchentlichen Ruhetag und binden sich nicht an die jüdischen Speisegesetze. Der Kultus entspricht den Tendenzen des aufgeklärten liberalen Bürgertums der Mitte des 19. Jahrhunderts, die Religion war den Gottgläubigen zu sehr Verstandessache geworden, ließ aber den kritischen Verstand unbefriedigt. Das letztere ist auch bei mir eingetreten, als ich jenes Alter erreicht hatte, wo heranwachsende Knaben anfangen, sich skeptischen Betrachtungen hinzugeben. Gefühl und Skepsis lagen lange bei mir im Streit. Aus dieser Zeit ist mir ein Gebet erinnerlich, das ich, schon nahezu sechzehn Jahre alt, einmal in innerer Erregung vor mich hin sprach, als ich vom Krankenbett einer mit dem Tode ringenden Verwandten auf dem Omnibus nach Hause fuhr: „Lieber Gott, wenn du bist, hilf doch meiner Kusine.“

Die Sterbende war eine Tochter Aron Bernsteins, des älteren Bruders meines Vaters, an dem dieser mit schwärmerischer Liebe und Verehrung hing, und zu dem auch wir Kinder ehrfurchtsvoll aufblickten. Als Begründer und langjähriger Leitartikelschreiber der seinerzeit vielgelesenen „Berliner Volkszeitung“ und Verfasser der von Alexander von Humboldt und anderen bedeutenden Forschern sehr hoch eingeschätzten und in viele Sprachen übersetzten Naturwissenschaftlichen Volksbücher auch weiteren Kreisen bekannt geworden, hat Aron Bernstein nahezu vier Jahrzehnte im vollen Sinne des Wortes das Leben eines Gelehrten geführt und wurde im Jahre 1877 von der Universität Tübingen bei Gelegenheit von deren Vierhundertjahr-Jubiläum mit dem Titel des Ehrendoktors ausgezeichnet. Er war Mitbegründer der jüdischen Reformgemeinde gewesen, hat einige ihrer poetischsten Gesänge gedichtet und ihr in der ersten Zeit mehrere Jahre als Prediger gedient. Von bibelkritischen Arbeiten, die er veröffentlicht hat, ist besonders zu nennen eine Abhandlung über den Ursprung der Sagen Abrahams, Isaaks und Jakobs, den er auf die Entstehung und die Konkurrenz von religiösen Zentren bzw. Kultusstätten zurückführt.

Wenngleich ich nun diesem Mann manche Anregung verdanke, hat er doch auf meine geistige Entwicklung keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt. Es

ist dies zum Teil dem Umstand geschuldet, daß ich infolge der weiten Entfernung unserer Wohnungen nur selten zu ihm kam, so sehr ich mich zu seinem jüngsten Sohn aus der ersten Ehe hingezogen fühlte. Die Hauptursache ist aber in meiner großen Zurückhaltung Leuten von Bedeutung gegenüber zu suchen. Ich habe als Knabe, wenn ich bei ihm oder er bei uns zu Besuch war, geradezu ängstlich vermieden, ihm aufzufallen, ihm gewagt an ihn eine sachliche Frage zu richten, sondern ihn immer nur von weitem bewundert.

Auch von der Schule habe ich keine tieferen Eindrücke zurückbehalten. Vieles aus dem Unterricht hat mich interessiert, aber nichts zu selbständiger Verarbeitung gefesselt. Zum Nachdenken brachte mich einmal, als ich etwa elf Jahre alt war, ein Lehrer, der es mit dem Unterricht sehr ernst nahm, auf dem Nachhauseweg mit der Frage, wie ich denn als Nichtchrist hoffte, nach dem Tode selig zu werden. Ich antwortete, wenn ich ein braver Mensch sei, immer recht handle und vielen Gutes tue, worauf er mir zurückgab: „Ja, wenn du nach Rom reisen willst, wirst du dann den beschwerlichen Weg über den Nordpol, dann über die ganze jenseitige Halbkugel, weiter über den Südpol und über die südliche Halbkugel und nicht lieber den direkten Weg wählen?“ Daß er damit dem Christentum keinen sehr hohen ethischen Wert zusprach, fiel mir damals nicht auf. Ich schwieg, dachte aber, als sich unsere Wege getrennt hatten, über den Sinn seiner Frage nach und tröstete mich schließlich mit folgender Überlegung: „Wenn Jesus Christus so gut ist, wie ihn das Evangelium schildert, dann wird er es mir auch verzeihen, daß ich kein Christ bin, ich bin doch nun einmal der Sohn von jüdischen Eltern.“

Aus dieser Argumentierung geht schon hervor, daß ich dem Evangelium nicht sonderlich ungläubig gegenüberstand. Obwohl ich als Jude am Religionsunterricht der Schule, die ich besuchte, nicht teilzunehmen brauchte, hatte ich ihm doch oft als Zuhörer beigewohnt, und ich muß schon sagen, daß mich das Neue Testament und seine Persönlichkeiten viel stärker interessiert haben als die des Alten Testaments, die mich viel fremdartiger anmuteten. Auch lief ich, da die Synagoge der Reformgemeinde von unserer Wohnung sehr weit entfernt war, um überhaupt an einem Gottesdienst teilnehmen zu können, zeitweilig des Sonntags in die unweit unserer Wohnung gelegene Lukaskirche der evangelischen Gemeinde.

Von meinen Eltern war gegen diese Besuche kein Einspruch erhoben. Beide waren von jeder konfessionellen Engherzigkeit frei, meine Mutter aus einem tief religiösen Empfinden heraus, mein Vater aus Indifferenz gegen jeden Konfessionalismus. Mit dieser Indifferenz tötete er unter anderem einen heroischen Entschluß, den ich nach dem oben geführten Gespräch mit dem Lehrer gefaßt hatte. Da ich nun einmal Jude sei, hatte ich mir überlegt, wolle ich es wenigstens ordentlich sein und als erstes dem Genuß des Schweinefleisches entsagen. Gedacht, getan. „Ich esse von jetzt ab kein Schweinefleisch mehr,“ erklärte ich bei Tisch. „Wir sind Juden, den Juden ist das Schweinefleisch verboten, und darum werde auch ich kein Schweinefleisch mehr essen.“ Und was antwortete darauf mein Vater? Mit Seelenruhe gab er zurück: „Schön, iß du kein Schweinefleisch.“ Eine Toleranz, die dem Opfer, das ich unserer Religion zu bringen vorhatte, sehr bald tödlich geworden ist. Mit um so größerer Sehnsucht ergriff ich dann die Gedanken des Liberalismus, wie sie mir die Lesestücke aus den Werken der deutschen Klassiker zutrug, mit denen ich damals Bekanntschaft machte.

Zwei Jahre vorher war ich auf politische Gedankengänge geführt worden. Eines Tages staubte meine Mutter eingerahmte Lithographien ab, die bis dahin in einem Bodenraum gelegen hatten und nun die recht kahlen Wände unserer guten Stube zieren sollten. Es waren die Bilder von Kämpfern der Demokratie aus den Jahren 1848—1850, jedes davon mit einem Ausspruch der betreffenden Persönlichkeit als Inschrift. Ich studierte sie alle, empfang aber nur von einer einen tieferen Eindruck. Sie stand unter dem Bild eines recht jüdisch aussehenden Mannes und lautete: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“ Darunter der Name Johann Jacoby. Wer ist das? fragte ich meine Mutter. „Das ist ein sehr bedeutender Mann und großer Volksfreund“, lautete die Antwort.

Damit war mein Interesse für den charaktervollen Landsmann Kants geweckt und ist ihm erhalten geblieben. Auch der Ausspruch prägte sich mir ein, doch verstand ich noch zu wenig von der Politik, um Folgerungen aus ihm zu ziehen. Als aber anderthalb Jahre später aus Anlaß des Thronwechsels in Preußen wir in der Königshymne „Heil dir im Siegerkranz“ die Strophen

„Sei Friedrich Wilhelm hier
Lang deines Volkes Zier
Der Menschheit Stolz“
in: „Sei König Wilhelm hier
Lang deines Volkes Zier usw.“

abzuändern hatten, machte mich das stutzig. „Muß jeder König, wie er auch sei, als ‚des Volkes Zier‘ und ‚der Menschheit Stolz‘ besungen werden?“ fragte ich mich und kam auf für die Erbmonarchie ziemlich abträgliche Gedanken.

Dann brach im Jahre 1862 der Militärkonflikt und daran anschließend der Verfassungskonflikt in Preußen aus und schuf eine so stark oppositionelle Strömung, daß sie auch uns Jungen nicht unberührt ließ. Als in der Schule eines Tages der Lehrer, persönlich ein überaus gütiger und in manchen Dingen auch frei denkender Mann, im Geschichtsunterricht unter Zitierung Schillers wider die französische Revolution predigte und uns vor der „politischen“ Presse warnte, war mit einer Ausnahme, dem Sohn eines Schutzmannes, die ganze Klasse darüber einig, daß die Sache sich anders verhalte. Vorgänge aus dem Jahre 1848 wurden in radikaler Tonart erzählt; daß bald eine neue Revolution kommen werde, schien ausgemacht.

Die oppositionelle Stimmung hinderte natürlich nicht, daß die patriotische Welle sehr hoch ging, sie empfing vielmehr von dieser ihre Hauptnahrung. Denn der Patriotismus galt vor allem der deutschen Frage, das heißt, der nationalen Einigung Deutschlands, die man im Volke der Berliner Regierung nicht anvertrauen mochte. Ob mit Recht oder nicht, meine Altersgenossen von der Straße und ich waren der Meinung, daß bestimmte deutschpatriotische Lieder, wie die „Wacht am Rhein“ und „Deutschland über alles“ in Preußen verpönt seien und sangen sie daher heimlich in einem Keller, wo wir uns in der Abenddämmerstunde zusammenfanden. Zwei mir besonders vertraute Freunde und ich trugen die deutschen Farben schwarzrotgold unter unserer Kleidung auf der Brust.

Als Ende 1863 die Schleswig-Holstein-Frage akut wurde, sangen wir natürlich inbrünstig „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, und auf die nach beendetem Krieg heimkehrenden Truppen verfaßte ich ein Gedicht in Arndtscher Manier, das ich mir nahestehenden Mitschülern vorlas. Als einer davon, dem ich es anvertraut hatte, es sofort dem Klassenlehrer zeigte, brach ich verschämt in Tränen aus, wurde jedoch von diesem mit den Worten getröstet: „Du brauchst dich des Gedichtes nicht zu schämen, Sprache, Aufbau und Gesinnung machen dir Ehre.“ Welche Freundlichkeit nicht verhinderte, daß ich bald darauf eine von ihm ergangene Verfügung sehr abgeschmackt fand. Die Sache ist für mein damaliges Denken charakteristisch. Er hatte uns in der deutschen Stunde das Recht gegeben, die Gedichte, die wir aufzusagen hatten, selbst auszuwählen, jedoch einige, wie Schillers Ritter Toggenburg, davon ausgenommen. Zu Anfang des betreffenden Halbjahres nun hatte er den Index um Karl Simrocks Erzählung in Versen „Die halbe Flasche“ vermehrt, und am Ende des Halbjahres gab er uns dafür folgende Erklärung: „In dem Gedicht spielt der Däne die edle Rolle. Wir waren aber mit Dänemark im Krieg, und da darfst ihr das nicht aufsagen.“ Mit all meinem starken Patriotismus, und obwohl ich gerade für diesen Mann als Lehrer ganz besondere Verehrung empfand, fand ich das entsetzlich dumm. Was hatte der Einzelvorfall mit dem Krieg von Land zu Land zu tun?

Der preußische Krieg von 1866 gegen Österreich und den Deutschen Bund ließ mich im ganzen gleichgültig, er erschien mir mehr als eine Sache der Regierung, denn als eine Angelegenheit der Nation. Als es jedoch 1870 zum Krieg mit Frankreich kam, war ich wieder Feuer und Flamme, nicht gegen das französische Volk, wohl aber gegen die Regierung bzw. Napoleon III., von dessen Staatsstreich im Jahre 1851 ich gelesen hatte und in dem ich daher den Mörder der Republik von 1848 haßte. „Napoleon darf nicht siegen,“

schrieb ich an meinen gerade bei Verwandten auf dem Lande weilenden intimen Freund Wilhelm Bading, „nach der zweiten verlorenen Schlacht stelle ich mich als Freiwilliger.“ Seine Antwort war überraschend nüchtern. Ich möge mich doch nicht voreilig erhitzen, erwiderte er. Wüßten wir denn genau, was in den oberen Regionen wirklich zugegangen sei? „Also nur ruhiges Blut behalten.“ Jedoch kehrte der empfohlene Gleichmut bei mir erst zurück, als Napoleon III. bei Sedan gefangen genommen und in Paris die Republik proklamiert war. Nun hätte nach meiner Ansicht der Krieg beendet werden müssen. Da es nicht geschah, schief mein Interesse für seinen weiteren Verlauf bald vollständig ein. Ich las die Berichte vom Kriegsschauplatz überhaupt nicht mehr und habe daher von der Kommune von Paris in den Tagen, wo sie sich abspielte, äußerst wenig erfahren. Trotzdem wohnte ich jedoch schon ein Jahr später einer Versammlung zu ihrem Gedächtnis bei. Ich war mittlerweile Sozialdemokrat geworden.

Der Beitritt zur Sozialdemokratie

Im Oktober 1871 fand in Braunschweig vor dem dortigen Kriegsgericht ein Prozeß gegen führende Mitglieder eines Flügels der deutschen Sozialdemokratie statt, die ein Jahr vorher, nach Sedan, ihre Stimme für die Beendigung des Krieges und gegen die in hohen Wogen gehende Bewegung für die gewaltsame Annexion Elsaß-Lothringens erhoben hatten. Sie waren auf Verfügung des Generals Vogel von Falkenstein als angebliche Hochverräter in Ketten nach der Festung Lötzen in Ostpreußen transportiert und sieben Monate in Haft gehalten worden. Die eingeleitete Anklage auf Vorbereitung von Hochverrat hatte aber schon in der Voruntersuchung sich als völlig haltlos erwiesen, und so sollten sie sich nun wegen angeblichen Vergehens gegen die staatliche Ordnung verantworten. Nach mehrtägiger Verhandlung wurden sie zu ziemlich hohen Gefängnisstrafen verurteilt, die jedoch vom Obergericht, bei dem sie Berufung einlegten, bedeutend herabgesetzt und durch die Untersuchungshaft für verbüßt erklärt wurden, was faktisch auf einen Freispruch hinauslief.

Von allen Berliner Tageszeitungen hatte nur eine einigermaßen eingehende Berichte über die Prozeßverhandlungen gebracht: die kurz vorher von radikalen Demokraten ins Leben gerufene Demokratische Zeitung. Vornehmlich der Umstand, daß an der Spitze des Aufrufs für sie der Name des von uns hochgeachteten Johann Jacoby gestanden hatte, hatte Bading und mich veranlaßt, gemeinsam mit einigen Freunden diese Zeitung zu abonnieren. Bading, der Abkömmling von märkischen Kleinbauern, war auf Grund von starker Ideengemeinschaft mir ein lieber Freund geworden und ist es bis zu seinem, vor einigen Jahren erfolgten Tod geblieben. Mit großem Interesse verfolgten wir die Einzelheiten des Prozesses, der uns die Sozialdemokratie in einem ganz anderen Lichte zeigte, als die Berliner Presse sie uns dargestellt hatte und sie nach dem Gebahren des Berliner Zweiges ihres hier überwiegenden Lassalleianischen Flügels uns erschienen war. Wir kümmerten uns nun etwas mehr um die Bewegung, und als wir Anfang 1872 in einer Kneipwirtschaft die Bekanntschaft des Sozialdemokraten F. W. Fritzsche machten, der bis 1871 Reichstagsabgeordneter gewesen war, luden wir ihn ein, uns in einer geselligen Vereinigung, die wir mit andern ins Leben gerufen und nach dem Staatsroman des Thomas Morus, von dem wir aber nur vernommen hatten, daß er ein paradiesisches Gemeinwesen schilderte, Utopia getauft hatten, einen Vortrag über den Sozialismus zu halten, was er auch tat.

Ich hatte mir schon, um mich mit dem Sozialismus etwas bekannt zu machen, Lassalles Streitschrift „Herr Bastiat Schulze von Delitzsch“ und Eugen Dührings „Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus“ angeschafft, aber was ich in letzterer Schrift über den Sozialismus gelesen, hatte mich nicht für diesen erwärmen können und Lassalles Streitschrift mit ihrer überhitzten Sprache mich eher abgestoßen. Von Fritzsche erfuhren wir nun Näheres über den Streit, der damals die deutsche Sozialdemokratie in zwei sich bitter befehdende Flügel trennte, den Lassalleschen Allgemeinen deutschen Arbeiterverein und die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Eisen-

nacher Programms, über deren hervorragendste Führer August Bebel und Wilhelm Liebknecht wir schon mancherlei gelesen hatten, sowie über den Zusammenhang dieser letzteren Fraktion mit der Internationalen Arbeiter Association, deren Grundsätze und Politik vor allem mich für den Sozialismus gefangen nahmen.

Was hätte mich, der ich zwar nicht der Bourgeoisie, aber auch nicht dem Proletariat angehörte, sonst für den Sozialismus, wie er damals sich darbot, begeistern sollen? Das Lassallesche Postulat des Staatskredits für Produktivgenossenschaften war mehr ein Agitationsmittel als ein auf das Gemüt wirkendes Ziel, und das Eisennacher Programm enthielt außer seinen dem Statut der Internationale entnommenen Sätzen sowie Forderungen der bürgerlichen Demokratie nur noch die sehr unbestimmte Forderung auf staatliche Förderung des Genossenschaftswesens, unter der man sich sehr hübsches vorstellen konnte, die aber doch nicht entflammen konnte. Aber der Internationalismus!

Während des Krieges hatte ich, so sehr meine Seele bei der Sache Deutschlands war, von neuem ein Grauen davor bekommen, welches Unheil jeder Krieg und das durch die Rücksicht auf einen solchen bestimmte Nationalempfinden in den Gemütern anrichtet. Um so bewunderungswürdiger erschien mir das Verhalten von Bebel, Liebknecht und Genossen im Kriege und nach dem Kriege.

Bebel sollte ich denn auch bald persönlich kennen lernen. Im März 1872 hatten er, Liebknecht und Adolf Hepner (letzterer Mitredakteur an dem von Liebknecht redigierten Parteiorgan der Eisenacher „Der Volksstaat“), in Leipzig als der Vorbereitung des Hochverrats angeklagt vor bürgerlichen Geschworenen gestanden, und er und Liebknecht waren von diesen zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt worden, obwohl ihnen auch nicht die Spur einer solchen Vorbereitung hatte nachgewiesen werden können. Ehe Bebel seine Haft antrat, kam er, infolge des Ausfalls der Wahlen vom März 1871 nun der alleinige Vertreter der Sozialdemokratie im Reichstag, zu einer kurzen Sitzung desselben nach Berlin und ließ sich bei diesem Anlaß bewegen, auf einem Fest des aus Mitgliedern der Eisenacher Sozialdemokratie zusammengesetzten demokratischen Arbeitervereins die Festrede zu übernehmen. Grund genug für Bading, mich und zwei gleichgesinnte Freunde, uns mit Karten zu dem Fest zu versehen und dann nach dem Norden Berlins zu pilgern, wo in einem Lokal am Rande der noch stehenden Stadtmauer das Fest vor sich gehen sollte.

Zu unserer Überraschung war der ungefähr 400 Personen fassende Saal nur gerade zur Hälfte besetzt. Dabei war Bebel doch schon ein vielgenannter Politiker, und über den Hochverratsprozeß, der zwei ganze Wochen gedauert hatte, hatte die ganze Presse Berlins Berichte gebracht. Auch behandelte die linksradikale Presse Bebel, der, was man wußte, als solider Drechslermeister schwer sein Brot erwarb, stets mit einer gewissen Achtung. Da war es doch erstaunlich, daß sein Name keine größere Zugkraft ausgeübt hatte. Für uns aber um so mehr ein Grund, der Partei, die in der Gestalt ihrer zwei bedeutendsten Führer von einem Tendenzurteil betroffen war, als Mitglieder beizutreten.

Da mein Oheim gerade damals in der Volkszeitung leidenschaftlich gegen die Sozialdemokratie zu Felde zog, wurde mein Beitritt zur Partei fast als ein Ereignis betrachtet und ich Bebel als eine Art Wundertier vorgestellt. Seine Festrede war schmucklos, aber nicht ohne Feuer, und als nach beendetem Fest ein junger bürgerlicher Demokrat in meiner Gegenwart privatim an ihn die Frage richtete, wann nach seiner Ansicht wohl die erstrebte Revolution eintreten werde, brach der ihm inwohnende Optimismus durch, und er antwortete: „Nun, ich glaube, spätestens in etwa zwanzig Jahren.“

Bankangestellter und Agitator

Ich war damals in einem Bankgeschäft tätig. Als ich die siebenklassige Privatschule absolviert hatte, in die ich zuerst geschickt worden war, war ich noch so klein für mein Alter und so schwächlich, daß man Anstand nahm.

mich ins Berufsleben einzuführen. So wurde ich aufs Gymnasium geschickt, wozu das Schulgeld die Stiftung eines wohlhabenden Kaufmanns lieferte, mit dessen Familie die meiner Mutter irgendwie verwandt war. Überhaupt war ich von mütterlicher Seite her mit etlichen schwerreichen Leuten verwandt. Aber es waren Verwandtschaften dritter oder vierter Ordnung, mit denen keinerlei Verkehr bestand.

Infolge eines dummen Zwischenfalls bei der Aufnahmeprüfung ward ich, statt in die Untertertia, für die ich in den meisten Fächern überreif war, in die Oberquarta gesetzt, was die Wirkung hatte, daß ich nun geistig vollständig verbummelte. Schwach war ich nur in solchen Gegenständen, auf die in humanistischen Gymnasien — ich besuchte das Friedrich Werdersche Gymnasium in Berlin — damals kein Wert gelegt wurde. Meine Stärke waren Sprachen und Mathematik, und die beherrschten das Feld. Noch in der Untertertia und größtenteils auch noch in der Obertertia hatte ich zu dem, was ich in der Privatschule schon gelernt hatte, fast nichts hinzuzulernen, und das ist mir sehr schlecht bekommen. In der Untersekunda zeigte sich, daß mein Wissen bedenkliche Lücken hatte, ich wurde an meiner — s. v. v. — Gottähnlichkeit irre, und das erschütterte mich so sehr, daß ich den Bitten meines Vaters nachgab und einwilligte, statt zu studieren, den Kaufmannsberuf zu ergreifen. Durch Bemühungen eines Bruders meiner Mutter kam ich als Lehrling in das Bankgeschäft von Gebrüder Guttentag in Berlin. Ich habe da in den vier Jahren meiner Lehrzeit mancherlei gelernt. Es war im Spätherbst des Jahres 1866, als ich meine Lehre antrat, und unter den Nachwirkungen des amerikanischen Bürgerkrieges und des preußisch-österreichischen Krieges herrschten im Berliner Bankgeschäft paradisische Zustände. Die amerikanischen und die österreichischen Papiere standen bei guter Verzinsung sehr niedrig im Kurs und machten den Handel und die Spekulation in ihnen zu einem sehr ertragreichen Geschäft. Es wurden Termingeschäfte sehr komplizierter Natur in ihnen abgeschlossen, zu deren richtiger Aufstellung schon etwas rechnerisches Talent gehörte. Mein Chef hatte für sie eine eigene Begebung, und auch ich gab mich gern mit ihnen ab. Wichtiger war, daß mein Chef eines Tages dazu überging, Arbitragegeschäfte mit Wien und Paris zu machen und ich dadurch Gelegenheit erhielt, mich in diesen anerkannt wichtigen Zweig des Bankgeschäftes hineinzuarbeiten. Ich lernte dabei auch Gemeinschaftskonten in verschiedenen Währungen führen, wozu im Grunde nicht viel gehört, was aber damals als etwas galt.

Hier ist vielleicht der Ort, von einer Geistesdisposition zu reden, die mein späteres geistiges Wirken präjudiziert hat.

Ich war ganz wesentlich ein analytischer Kopf, sogar recht einseitig analytisch. Das synthetische Denken und Folgern fielen mir schwer. Ein Vorfall auf dem Gymnasium, der mir noch erinnerlich ist, mag das illustrieren. Eines Tages setzte uns der Mathematiklehrer eine Rechenmethode auseinander und gab uns dann eine Aufgabe, die wir nach ihr lösen sollten. Indes fand sich nur einer, der mit der richtigen Lösung aufwarten konnte, nämlich meine Wenigkeit. Doch wehrte ich, als der Lehrer dies zum Anlaß nahm, mir ein Loblied zu singen, dieses schamhaft mit den Worten ab: „Aber ich habe die Aufgabe nicht auf Ihre Weise gelöst, Herr Doktor.“ „Tut nichts, man muß sich zu helfen wissen,“ gab er zurück. Wie aber hatte ich mir geholfen? Nun, ich hatte die Aufgabe in Einzelteile zerlegt, die zu lösen Spielerei war, und dann ebenso spielend das Gesamtergebnis gefunden. Zweckmäßig mochte das sein, aber das Finden des Resultates war in diesem Falle weniger wichtig als das Erfassen der vorgeführten Methode, und daß mir das ebensowenig gelungen war, wie meinen Mitschülern, zeigt, daß ich in puncto synthetisches Denken vor ihnen nichts voraus hatte.

Ähnlich im Schachspiel, dem ich zeitweilig stark gefröhnt habe. Mein Eröffnungsspiel taugte in der Regel gar nichts, ich fing immer erst an, erträglich zu spielen, wenn ich einen Offizier mehr verloren hatte, als mein Partner, und nun mich für begrenzte Zwecke zu konzentrieren hatte.

Als ich meine Lehrzeit beendet hatte, kam ich durch Empfehlung meines Chefs als Commis in eine von der Weimarischen Bank gerade in Berlin errichteten Filiale, blieb aber dort nicht lange, und trat im Sommer 1871 in

gleicher Stellung in das Bankgeschäft von S. & L. Rothschild in Berlin ein, ein aus Westfalen kommendes Unternehmen, das in Köln am Rhein ein Zweighaus hatte, und in dem ich sieben Jahre tätig gewesen bin. Ich erlebte dort die sogenannten Gründerjahre 1871 bis 1873/74, den ihnen ein Ende setzenden Börsenkrach mit darauf folgender, lange Jahre währender Stagnation des ganzen Geschäftslebens. Was ich alsbald von den mit dem Gründungswesen verbundenen Börsenmanövern erfuhr, hat viel dazu beigetragen, mich für den Beitritt zur Sozialdemokratie zu prädisponieren. Ich beurteilte diese Dinge eben, wie man begreifen wird, noch rein moralisch, sah mit dem großen Publikum in den Profitmachereien, die mit den Gründungen verbunden waren, — vorwiegend die Umwandlung von Industrieunternehmen in Aktiengesellschaften — das Wesentliche des Vorgangs, während die ersten dieser Gründungen tatsächlich die durch die Überschwemmung des Marktes mit Zahlungsmitteln und die nach Beendigung des Krieges hereingebrochene große Prosperität, bezw. die von ihr diktierte Notwendigkeit der Vergrößerung der Unternehmen und ihres Betriebskapitals zur Ursache gehabt hatten und das anscheinende Glück jeder dieser Gründungen wie Lockrufe zur Nachahmung gewirkt hat. Dabei sind nun freilich Überkapitalisierungen der verschiedensten Art vorgenommen, die Preise der Aktien auf eine unberechtigte Höhe emporgetrieben worden, und die damalige Tagespresse Berlins oder deren Handelsredakteure haben diesem Unfug längere Zeit durch Aufnahme schönfärberischer Notizen gewissenlos Vorschub geleistet. Sie wurden dazu von Seiten der Gründer durch Zuwendungen gewonnen, die jedenfalls im höchsten Grade ungehörig waren und von der späteren Aktiengesetzgebung auch verpönt worden sind. Die Form dieser Zuwendungen war, daß entweder der Leiter des Blattes selbst oder dessen Handelsredakteur formal mit einem bestimmten Anteil am Gründungskonsortium beteiligt und die danach auf ihn entfallenden Aktien am Tage der Einführung der Aktien an der Börse zum — künstlich hochgehaltenen — Einführungskurs für ihn „verkauft“ wurden. Sodann wurde ihm die Differenz zwischen diesem und dem Konsortialpreis als „Gewinn“ überwiesen. Über diese Dinge bis auf die Einzelheiten unterrichtet, schöpfte ich aus ihnen die Überzeugung, daß die bürgerliche Wirtschaft durch und durch korrupt sei, und ward in meiner sozialistischen Gesinnung um so mehr befestigt. *)

Als Angehöriger der sozialdemokratischen Partei kam ich verhältnismäßig schnell in die Lage, agitatorisch aufzutreten. Aus Anlaß eines bestimmten Vorkommnisses hatte ich mich einer von dem später als einem der klügsten Vertreter der Partei sehr geachteten Ignaz Auer geführten Gruppe angeschlossen, die mit Erfolg dafür wirkte, in die sehr doktrinär betriebene Propaganda der Eisenacher in Berlin einen frischen Zug hineinzutragen, und Auer, damals noch schlichter Sattlergeselle, aber in der vollen Blüte seiner Kraft, war es, der mich sozusagen als Agitator „entdeckte“. Ich hatte in der Furcht, daß es mir ebenso ergehen werde, wie einem ebenfalls dem Kaufmannsberuf angehörenden gleichaltrigen Genossen, dessen Reden dadurch ein Stammeln wurde, daß er sich bei jedem Satz verbesserte, zunächst gezögert, selbst nur in der Debatte das Wort zu nehmen. Als ich mich eines Tages aber doch dazu hinreißen ließ, fand Auer, es stecke in mir eine agitatorische Kraft und ließ mich in der nächsten Sitzung unseres Vereins, ohne mich zu fragen, auf die Rednerliste setzen. So lernte ich das Reden, wie der Naturschwimmer das Schwimmen und brachte es nach gar nicht langer Zeit dahin, als Vortragender den Ansprüchen zu genügen, die man damals an einen Agitator der

*) Da in den ersten Jahren des deutschen Reiches die liberale Presse die Öffentlichkeit beherrschte, waren es zumeist liberale Blätter, die in dieser Weise bedacht wurden. Doch verschmähten auch konservative Zeitungen die Gefälligkeiten der „Börsenjuden“ nicht. Ich habe es unter anderem erlebt, daß, als meine Chefs ein Industriepapier an der Börse einführten, der Inhaber eines hochkonservativen Wochenblattes bei ihnen antichambrierte, um für dieses, wenn nicht eine Konsortialbeteiligung, so mindestens das eine ganze Druckseite füllende Inserat zu erhalten. Zu anderen Börsenzwecken ließen sich Angehörige des hohen preußischen Adels bei meinen Chefs sehen.

Partei stellte. Richtiger Volksredner bin ich freilich nie geworden. Zu einem solchen fehlte mir vor allem auf der Tribüne die innere Ruhe und der nur bei solcher mögliche derbe Witz und drastische Vergleich. Neben dem Witz fehlte meinen Reden, wenngleich sie nicht des Feuers entbehrten, doch zumeist auch der rhetorische Schmuck. Beides suchte ich durch möglichste Sachlichkeit und Gemeinverständlichkeit zu ersetzen und gehe mehr darauf aus, für positive Aufgaben zu begeistern als die dem Persönlichen zugewandten Leidenenschaften anzustacheln. Auf diese Weise habe ich trotz jenes Mangels manche agitatorische Erfolge erzielt.

Dabei bin ich indes zu keiner Zeit bezahlter Agitator der Partei gewesen. Das Gehalt, das ich als Angestellter im Bankgeschäft bezog, versetzte mich vielmehr in die glückliche Lage, meine Tätigkeit der Partei unentgeltlich widmen zu können. Ich war ihr mit ganzer Seele ergeben. Fast meine ganze freie Zeit brachte ich in der Betätigung meiner politischen Gesinnung zu, sei es in Mitgliederversammlungen und Ausschußsitzungen der Partei oder auf der Agitation im weiten Umkreise von Berlin. Das Interesse am Kampf für die Partei und an dem Kleinkampf mit den Lassalleanern nahm meine Seele so sehr gefangen, daß ein tieferes Interesse an der Theorie des Sozialismus daneben längere Zeit nicht aufkommen konnte.

Als im Jahre 1877 die Organisation Berlin der deutschen Sozialdemokratie unter Führung von Johann Most in großen Versammlungen für den Austritt aus der Landeskirche agitierte, hielt ich mich für verpflichtet, als Jude das Gleiche zu tun, was meinen Genossen ans Herz gelegt wurde, die als Christen aufgewachsen waren, und trat offiziell aus der jüdischen Religionsgemeinschaft aus, mit der mich tatsächlich schon lange nichts mehr verband. Der etwas später aufkommenden antisemitischen Agitation gegenüber habe ich indes nie vergessen, was ich meiner jüdischen Herkunft moralisch schuldig war.

Zwischen Dühring und Marx

Der Kampf zwischen Lassalleanern und Eisenachern, wie er in den Jahren vor der Vereinigung der beiden Parteien geführt wurde, regte zu keinen theoretischen Erörterungen von Bedeutung an. Lassalle galt uns Eisenachern als ein Schüler von Marx, der einige von dessen Ideen den Massen in volkstümlicher Sprache vermittelt und Verschiedenes dabei verflacht habe. So hatte Wilhelm Liebknecht, den wir für den berufenen Interpreten von Marx hielten, das Verhältnis dieser beiden Männer hingestellt, und so erschien es auch mir, als ich das von Marx und Engels verfaßte kommunistische Manifest las und mit dem von mir vorher schon gelesenen Arbeiterprogramm Lassalles verglich. Der dogmatische Lassalleanismus, der am Plan der Produktivgenossenschaften mit Staatskredit festhielt und von den Gewerkschaften nichts wissen wollte, war damals schon im Absterben, und der vor 1870 zwischen Liebknecht und Lassalles Nachfolgern so heftig geführte Streit um die deutsche Frage durch die Gründung des Deutschen Reiches unter preußischer Spitze gegenstandslos geworden. Anstelle des Schlachtrufes hie Marx, hie Lassalle schien sich ein anderer Schlachtruf anzukündigen, nämlich: hie Dühring, hie Marx u n d Lassalle. Und daran war in nicht geringem Grade meine Wenigkeit schuld.

Im Spätherbst des Jahres 1872 erschien Eugen Dührings Schrift „Kursus der Nationalökonomie und des Sozialismus“. Sie steigerte mein Interesse für den blinden Gelehrten, dessen kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus ich nun schon gelesen hatte, ganz bedeutend. Bekannte er sich doch in ihr unumwunden zum Sozialismus, und die pragmatisch-positive Form, in der er diesen dort lehrte, sprach mich um so mehr an, als der Sozialismus in Deutschland seit den Tagen des Marx-Engelsschen Manifestes der Kommunisten keine zusammenfassende Darstellung der Grundgedanken und Ziele der sozialistischen Bewegung hervorgebracht hatte, das Manifest selbst aber sich mit summarischen Feststellungen begnügte, die den Bedürfnissen der Bewegung auf dem Stande, den diese nun erreicht hatte, mir nicht mehr zu genügen schienen. Und ähnlich wie mir ist es ziemlich allen Sozialisten ergangen, die ich, von Dührings Werk begeistert, mit diesem bekannt machte.

Einer der Ersten davon war August Bebel, den ich im Sommer 1873 in Hubertusburg besuchte, wo er inhaftiert war, und bei dieser Gelegenheit mit einem Exemplar des „Kursus“ bedachte. Er schrieb mir, als er ihn gelesen, einen begeisterten Brief darüber, auch feierte er das Buch in einem „Ein neuer Kommunist“ überschriebenen Artikel, der im Frühjahr 1874 im Leiziger „Volksstaat“, dem Zentralorgan der Sozialdemokratie Eisenacher Programms, erschien. Nicht minder nahm das Buch etwas später den vielgenannten Agitator Johann Most, dem ich es gleichfalls geschenkt, und andere Parteigrößen der Eisenacher gefangen.

Die bissige Kritik, die Dühring in seinen Schriften über den Sozialismus an Marx und Lassalle geübt hat, tat der Anerkennung, die wir ihm zollten, keinen Abtrag. Die theoretischen Differenzen zwischen ihm und dem Verfasser von „Das Kapital“ erschienen uns nicht bedeutend genug dazu gegenüber der Tatsache, daß hier ein Mann der Wissenschaft mit großer Entschiedenheit als Zeuge für den Sozialismus eintrat und ihn in einer Sprache und Art der Darstellung verfocht, die sich wesentlich leichter las, als das Marxsche Werk. „Ich pfeife auf die Methode, wenn die Sache gut ist,“ hatte mir Bebel geschrieben, als er mit seiner Absicht, Dührings Lob im „Volksstaat“ zu singen, auf den Widerspruch Wilhelm Liebknechts gestoßen war, den dieser mit dem Hinweis auf den großen Unterschied zwischen der Methode Dührings und der Marx' begründet hatte. Es gab eben nur erst wenige Personen in der Sozialdemokratie, die diesen Unterschied wissenschaftlich einzuschätzen wußten.

Selbst Wilhelm Liebknecht, der uns als der berufene Interpret der Marxschen Theorie galt, hat sich nie einigermaßen genau darüber geäußert. Es mußte es jeder von uns mit sich selbst abmachen, wie viel von Dührings an Marx geübter Kritik er als berechtigt anerkannte und welches Gewicht er ihr beilegte.

In dieser Hinsicht kann ich von mir nur sagen, daß mir der Marxkritiker Dühring nicht genug Interesse abgenötigt hatte, um mich zu eingehender Beschäftigung mit seinen Ausstellungen an Marx zu veranlassen. Zu deutlich verrieten sie, daß persönliches Vorurteil und Rassenhaß bei ihnen ausschlaggebend mitgewirkt hatten. Den letzteren, eine Judenfeindschaft, die ihn zu summarischen Aburteilungen in bezug auf die Angehörigen des jüdischen Volksstammes verleitete, für die das Wort „ungerecht“ noch viel zu milde wäre, sah ich dem ob der erfahrenen Zurücksetzungen verbitterten Mann um so eher nach, als zu jener Zeit gewisse Schichten des Judentums sich in Deutschland tatsächlich in einer Weise in den Vordergrund drängten, die selbst viele Juden, darunter auch meine Wenigkeit, sehr abstieß. Die Objektivität seiner Urteile aber, wo Juden in Betracht kamen, blieb mir bei Dühring um so mehr verdächtig.

Dagegen schätzte ich ihn als den Sozialisten, der nach meiner Ansicht mit größerem wissenschaftlichen Radikalismus als irgendein anderer Marx ergänzt, man könnte auch sagen, fortgesetzt hatte. Mag man es Eklektizismus oder was sonst nennen, mir schien die sozialistische Bewegung umfassend genug, um einen Marx und einen Dühring zu gleicher Zeit zu vertragen. Ich selbst nahm zwar zu verschiedenen der von Dühring aufgeworfenen Fragen in meinem Kopf Stellung, hielt mich aber nicht für genug wissenschaftlich beschlagen, um meinen Standpunkt öffentlich geltend machen zu können. Was mir an Dühring besonders zusagte, war seine starke Betonung des liberalen Elements im Sozialismus. Die Gegnerschaft zu den liberalen Parteien hatte viele Sozialisten veranlaßt, dem Staat unbesehen Tugenden anzudichten, die man wohl mit dem Begriff Staat verbinden konnte, die aber der Staat, mit dem wir es zu tun hatten, wirklich nicht aufwies. Es gab nun wohl Sozialisten, die sich der Gefahren bewußt waren, welche dieser Staatskultus im politischen Kampf zur Folge haben konnte, und in Hinblick auf sie ihn bekämpften. Aber diese Ablehnung aus Opportunitätsrücksichten genügte mir nicht. Mir kam es darauf an, die Arbeiter davor zu warnen, von dem zu erobernden Staat zu erwarten, er werde das

ganze Wirtschaftsgetriebe der modernen Staaten von oben herab durch Gesetze, Verordnungen und Zentralkörper in Kürze zur höchsten Wirtschaftlichkeit entwickeln. Daß das nicht die Ansicht von Marx war, war aus der von ihm verfaßten Denkschrift des Generalrats der Internationale über den Bürgerkrieg in Frankreich zu ersehen. Wenn Dühring sie ihm trotzdem unterstellte, so kraft Ignorierung des betreffenden Kapitels (Abschnitt drei) jener Schrift. Aber auch im sozialdemokratischen Lager hatte letzteres nicht die Beachtung gefunden, die zum Ermessen seiner Tragweite nötig war, und so machten Dührings Ausführungen über dieses Problem um so stärkeren Eindruck auf mein sozialistisches Denken. Dagegen zog ich mich, als er nach seiner im Jahre 1877 erfolgten Removierung von der Berliner Universität der Sozialdemokratie den Kampf ansagte, weil sie sich ihm nicht mit Haut und Haaren hatte verschreiben wollen, persönlich von ihm zurück und verlor auch den Geschmack an seinen nunmehrigen Publikationen. Zu sehr hatte sein Verhalten im Widerspruch gestanden zu den schönen Grundsätzen, die er zu vertreten behauptet hatte. Unter anderem hatte er eine Agitation in der Sozialdemokratie begünstigt, die nichts Geringeres förderte, als ein Verbot an die Redaktion des Zentralorgans der Partei, die von Friedrich Engels in diesem eröffnete Reihe von Artikeln über Dührings vermeintliche Umwälzung der Wissenschaft weiter zu veröffentlichen. Ich hatte meinen Parteifreunden, die diese Agitation betrieben, erklärt, ich könne mich gerade als Verehrer Dührings nicht an ihr beteiligen, da man durch sie seiner Sache ein Armutszeugnis ausstellen würde, und war nicht wenig erstaunt, aus Dührings eigenem Munde zu hören, daß dieser sie nicht abgelehnt hatte.

Marxist

Im Sommer 1878 gab ich auf Einladung eines begüterten jungen sozialistischen Privatgelehrten, Dr. Karl Höchberg, mich ihm als literarischer Sekretär anzuschließen, meine Stelle im Bankgeschäft auf. Höchberg hatte ein Jahr vorher die sozialistische Halbmonatsschrift „Die Zukunft“ in der Absicht ins Leben gerufen, das geistige Leben in der Sozialdemokratie zu fördern und zur Vertiefung der sozialistischen Theorie beizutragen. Ein chronisches Lungenleiden zwang ihn, den Süden aufzusuchen, und so verbrachte ich zunächst mit ihm den Winter 1878/79 in einem einsamen Häuschen am Monte

Bré oberhalb Luganos. Dort las ich unter anderem im Zusammenhang die von Engels an Dühring geübte Kritik und ward durch sie belehrt, wie grundfalsch Letzterer die Marx-Engelssche Geschichts- und Gesellschaftsauffassung dargestellt hatte. Sie erschien mir in allen wesentlichen Punkten unanfechtbar und ward so zu meinem sozialistischen Credo.

Für Höchberg war das eine Enttäuschung, denn er war zwar durchaus kein Anhänger Dührings, aber ebensowenig Anhänger von Marx, sondern in der Philosophie Metaphysiker und in der Soziologie ethischer Sozialist. Obwohl unsere Diskussionen, sobald sie in das Gebiet der Theorie sich erstreckten, meist einen wenig erquicklichen Verlauf nahmen, blieb unser Verhältnis im allgemeinen doch ein freundschaftliches. Höchberg war ein weitherziger Geist und ein vornehmer Charakter. Er nahm sich der sozialdemokratischen Partei, über die mittlerweile das Bismarckische Ausnahmegesetz verhängt worden war und sie mit seiner ganzen Schwere belastete, überaus opferwillig an und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß sie diese schlimmste Periode des Gesetzes ohne erhebliche Verluste überwinden konnte. Dem Streben, die Lage der Partei zu verbessern und ihre literarischen Machtmittel zu vermehren, hat er seine besonderen, auf Änderung des Tons der Agitation und stärkere Hervorhebung der ethischen Begründung ihrer Ziele gerichteten Wünsche stets untergeordnet und peinlich jeden Versuch unterlassen, durch andere Mittel als das Argument für seine Überzeugung zu wirken. Er gab den größten Teil der Geldmittel her, die benötigt waren, für die in Deutschland ihrer Presse beraubte Partei ein Organ im Ausland zu schaffen und, bis es sich selbst deckte, zu unterhalten, hat aber niemals beansprucht, in die Redaktion dieses Blattes — den 1879 in Zürich gegründeten „Sozialdemokrat“ — maßgebend hineinreden zu dürfen. Und zur Mitarbeit an den beiden Zeitschriften, die er ins Leben rief, als die von ihm gegründete „Zukunft“ dem Sozialistengesetz zum Opfer gefallen war: das unter dem Pseudonym Ludwig Richter in Zürich herausgegebene „Jahrbuch für Sozialwissenschaften“ und die in Leipzig unter dem Pseudonym Dr. R. F. Seyfferth herausgegebenen „Staatwirtschaftlichen Abhandlungen“, zog er Angehörige der Sozialdemokratie ohne Unterschied der theoretischen Grundauffassung und der Stellung zu den Fragen der Taktik der Partei heran. Das Jahrbuch war eine erklärte sozialistische Zeitschrift. Es brachte Aufsätze von Sozialisten über Fragen des Sozialismus, Bücherbesprechungen aus sozia-

listischer Feder über neue Erscheinungen auf dem Büchermarkt, die für die sozialistische Bewegung von Interesse waren, und Berichte über den Fortgang dieser Bewegung in den verschiedenen Ländern, zumeist aus der Feder von anerkannten Vertretern der dortigen Sozialisten. Die „Staatwirtschaftlichen Abhandlungen“, die sich der Zensur des Sozialistengesetzes anzupassen hatten, behandelten vorwiegend Fragen der wirtschafts- und sozialpolitischen Praxis, der Entwicklung der Volkswirtschaft und der Klassengliederung, sowie Fragen des öffentlichen Rechts und der politischen Reform, alles gleichfalls aus der Feder von Sozialisten. In dieser Zeitschrift, wie im „Sozialdemokrat“, versuchte ich mich zuerst unter allerhand Pseudonymen schriftstellerisch, während mir im „Jahrbuch“ die Redaktion des Abschnitts der Berichte oblag.

In den Abhandlungen und später auch im Jahrbuch stößt man ferner auf Karl Kautsky als Mitarbeiter, zunächst nur mit seinen Anfangsbuchstaben gezeichnet. Kautsky war auf Grund einer größeren Arbeit von Höchberg nach Zürich eingeladen und dort veranlaßt worden, sich gegen ein festes Jahresgehalt ausschließlich wissenschaftlichen Studien und schriftstellerischer Arbeit für den Sozialismus zu widmen. In letzterer Hinsicht kam Höchberg bei ihm erheblich mehr auf seine Rechnung als bei mir. Wie noch heute war auch damals schon Kautsky ein ungleich fruchtbarer Arbeiter, als ich. Er wurde der beste Mitarbeiter Höchbergs an den noch folgenden Heften der genannten Zeitschriften. Indes zugleich war auch er überzeugter Anhänger der Marx-Engelsschen Geschichts- und Gesellschaftstheorie. Ein Umstand, mit dem sich Höchberg philosophisch abzufinden wußte, der aber für meine geistige Entwicklung von großer Bedeutung wurde.

Wenn etwas geeignet war, mich in meiner Überzeugung zu festigen, so die enge Freundschaft, die sich nun auf Grund der Ideengemeinschaft zwischen Kautsky und mir entwickelte. Wir ergänzten einander insbesondere darin, daß ich mehr als er mit der praktischen Bewegung verbunden, er aber in ganz anderem Grade als ich in der Wissenschaft zuhause war. Fiel das schon ins Gewicht, wo für unser geistiges Verhältnis wesentlich die hinter jedem von uns liegende Entwicklung in Frage kam, so erhielt es dadurch noch eine Verschärfung, daß ich an der Jahreswende 1880/1881 veranlaßt wurde, die Redaktion des Züricher „Sozialdemokrat“ zu übernehmen, der das Kampforgan der deutschen Sozialdemokratie geworden war, mich also unter anderem mit den verschiedensten

Fragen des Tageskampfes zu befassen hatte, Kautsky aber Ende 1882 die damals monatlich erscheinende wissenschaftliche Zeitschrift „Die neue Zeit“ ins Leben rief, die der Untersuchung der Theorie der Bewegung gewidmet war und dadurch der Mittelpunkt ihres geistigen Lebens wurde. Da lag für mich die Gefahr nahe, den Sinn für die tieferen Probleme der Bewegung zu verlieren und über der Beschäftigung mit Tagesfragen allmählich völlig zu verflachen. Wohl hatte ein Besuch, den August Bebel und ich im Dezember 1880 bei Marx und Engels in London gemacht hatten, die Wirkung gehabt, daß sich, nachdem ich die Redaktion des „Sozialdemokrat“ übernommen hatte, ein freundschaftlicher Briefverkehr zwischen Friedrich Engels, der, solange Marx lebte, meist auch in dessen Auftrage schrieb, und mir entwickelte. Aber der drehte sich gleichfalls fast nur um Fragen der Politik und politischen Taktik, aus deren Beantwortung durch die Meister zwar Schlüsse auf den Sinn und die Tragweite bestimmter Stücke ihrer Theorie der Entwicklung der modernen Gesellschaft gezogen werden konnten, die jedoch ohne besondere Bezugnahme auf sie zwischen uns erörtert wurden. Anlaß zur Beschäftigung mit der Theorie bot dagegen der mündliche und später schriftliche Verkehr mit Karl Kautsky. Ihm und mir kam es darauf an, erstens uns selbst in der Theorie zu festigen, dann aber insbesondere das Verständnis der Marx-Engelsschen Lehre und der aus dieser sich ergebenden Folgerungen für den Kampf in der Partei zu fördern. Wir hatten die Lehre gegen damals in der Partei noch stark vertretene Reste utopistischer und naturrechtlicher Ableitungen des Sozialismus, sowie gegen die geistige Konfusion zu verfechten, die sich aus der Verbrämung solcher Ableitungen mit marxistisch lautenden Schlagworten ergab, wie sie in der Partei überhand zu nehmen schien. Für das Erstere empfangen wir viel fruchtbare Anregung, als wir in unvergeßlichen Stunden vereinten Arbeitens Marx' Streitschrift gegen Proudhon „La Misère de la Philosophie“ ins Deutsche übertrugen. Auch die Mitarbeit an der von Kautsky übernommenen und zum größten Teil selbständig von ihm durchgeführten Abfassung der Schrift „Karl Marx' ökonomische Lehren“ (Heft 2 der Dietzschens Internationalen Bibliothek) hat mir in dieser Hinsicht viel genutzt. Durch meine Tätigkeit am „Sozialdemokrat“ in Anspruch genommen, konnte ich zu dieser Schrift nur wenige Stücke schriftstellerisch beitragen, doch sandte mir Kautsky, dessen Wunsch es war, daß ich als Mitverfasser auf dem Titel erscheine, sein Manuskript, wie es aus

seiner Feder herauskam, von London, wo er damals lebte, partienweise zur Durchsicht zu, und das gab Anlaß zum Meinungs austausch über eine ganze Reihe von Fragen der Theorie. Da verlagstechnische Rücksichten der Nennung meines Namens auf dem Titel im Wege standen — noch bestand das Ausnahmegesetz, und ich war als Redakteur des in Deutschland verbotenen „Sozialdemokrat“ unter Anklage gestellt — hat Kautsky meiner Mitwirkung an jenem Buch im Vorwort gedacht. Er erkennt mir aber dort bedeutend mehr zu, als mir zukommt. Er war in dem Briefwechsel überwiegend der Gebende gewesen. Auch in der sonstigen schriftstellerischen Vertretung der Marx-Engelsschen Lehre betätigte sich Kautsky, durch seine Stellung als Herausgeber der „Neuen Zeit“ darin unterstützt, entweder pragmatisch oder polemisch stärker als ich. Doch nahm ich immerhin auch im „Sozialdemokrat“ so oft es ging Gelegenheit, den Lesern die Grundgedanken des Marxismus und ihre politischen Anwendungen zu entwickeln. Wobei ich bemerken will, daß ich meine Artikel nicht selten mit „Leo“, manchmal auch „Vitellius“ gezeichnet habe.

In unserer Propagierung der Marx-Engelsschen Doktrin fanden Kautsky und ich die eifrige Unterstützung August Bebel's, der sich ihr in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre ebenfalls zugewandt hatte und nun jede Gelegenheit ergriff, für sie eine Lanze einzulegen. Was ihn und auch mich ganz besonders im Glauben an ihre Richtigkeit bestärkte, war die Intensität und lange Dauer des Geschäftsdruks, der in Deutschland dem Börsenkrach von 1873/74 gefolgt war. Marx hatte diese Krise am Schluß seines Vorworts zur zweiten Auflage von „Das Kapital“, Band I, vorausgesagt, wo es heißt:

„Die widerspruchsvolle Bewegung der kapitalistischen Gesellschaft macht sich dem praktischen Bourgeois am schlagendsten fühlbar in den Wechselfällen des periodischen Cyklus, der die moderne Industrie durchläuft, und deren Gipfelpunkt — die allgemeine Krise. Sie ist wieder im Anmarsch, obgleich noch begriffen in den Vorstadien, und wird durch die Allseitigkeit ihres Schauplatzes, wie die Intensität ihrer Wirkung selbst den Glückspitzen des neuen heiligen, preußisch-deutschen Reichs Dialektik einpauken.“

Das war im Januar 1873 geschrieben und hatte durch die Tatsachen eine Bestätigung erfahren, die auf uns den tiefsten Eindruck machte. Die ganze zweite Hälfte der siebziger Jahre hatte in Deutschland der Geschäftsdruk nicht weichen wollen und in den achtziger Jahren nach kurzer Unterbrechung sich wieder eingestellt. Von Deutschland hatte er nach England übergegriffen, dann auch

Frankreich erfaßt, und auch die Vereinigten Staaten erlebten eine Epoche großer Stagnation und Arbeitslosigkeit. Bebel, der seine Drechslerei erweitert hatte und Monate im Jahr sein eigener Geschäftsreisender war, stieß bei den Geschäftsleuten, die er besuchte, auf den größten Pessimismus hinsichtlich der wirtschaftlichen Zukunft und folgerte daraus, daß die kapitalistische Gesellschaft in absehbarer Zeit ihren völligen Zusammenbruch erleben werde, und ich legte mir die Berichte im Handelsteil der Tagespresse und Vorkommnisse, wie den Bontoux-Krach von 1882, in gleichem Sinne aus.

Es versteht sich von selbst, daß diese Auffassung von der vor uns liegenden Entwicklung auf unser Urteil über die von der Sozialdemokratie einzuhaltende Politik radikalierend zurückwirken mußte. Und da ich außerdem mich verpflichtet fühlte, im „Sozialdemokrat“ dem Unmut der in Deutschland unter ein Ausnahmegesetz gestellten sozialistischen Arbeiter möglichst drastisch den entsprechenden Ausdruck zu geben, machte sich dieses Blatt, das schließlich trotz aller Überwachung der Grenze Woche für Woche in zehntausenden von Exemplaren in Deutschland verbreitet wurde, dessen Machthabern arg mißliebig. Man ließ die diplomatische Vertretung der Schweiz das fühlen, und so erfolgte im Mai 1888 die Ausweisung seines Stabes, darunter ich als Redakteur, aus diesem Lande.

„Es war mir zum Heil.“ Wir übersiedelten nach London, und dort hatte ich nicht nur die Möglichkeit eines häufigen persönlichen Verkehrs mit Friedrich Engels, sondern auch, nachdem das Sozialistengesetz und damit auch die Mission des „Sozialdemokrat“ abgelaufen war, zur Arbeit in der Riesenbibliothek des Britischen Museum. Mit dem Ende September 1890 stellte das Blatt sein Erscheinen ein, und ich wurde nun ständiger Mitarbeiter der in eine Wochenschrift umgewandelten „Neuen Zeit“.

Von größeren Arbeiten für diese glaube ich aus den ersten Jahren meiner Mitarbeiterschaft die Abhandlungen „Zur Frage des ehernen Lohngesetzes“ (Neue Zeit, 9. Jahrgang, erster Band, Seite 294, 337, 349, 503, 529, 600) und „Die soziale Doktrin des Anarchismus“ (a. a. O. zehnter Jahrgang, Band 1, Seite 358, 421, Bd. 2, Seite 589, 618, 657, 772, 813) erwähnen zu dürfen. In der letztgenannten Arbeit, die ich vorhatte, später erweitert in Buchform herausgegeben, glaube ich an der Hand der Hauptschriften von Max Stirner und dessen Apologeten J. H. Mackay, P. J. Proudhon,

Michael Bakunin und Peter Kropotkin gezeigt zu haben, daß die Doktrin all dieser Anarchisten entweder die unwälzenden Rückwirkungen, welche die kapitalistische Produktion in ihrem Fortgang auf das Wirtschaftsleben der Völker und die Gliederung der Klassen ausübt, entweder ganz ignoriert oder in ihrer Tragweite für den Sozialismus durchaus verkennt. Die Abhandlung über die Frage des Lohngesetzes legt dar, daß das sogenannte eiserne Lohngesetz, wie Ferdinand Lassalle es unter Berufung auf die namhaftesten Vertreter der liberalen Schule der politischen Ökonomie vorgetragen hat und auch, soweit deren Theorie in Betracht kam, vortragen durfte, nicht die Wirtschaft der entwickelten kapitalistischen Produktion, sondern das Wirtschaftssystem der Vorstufe der großen Industrie, nämlich die Produktionsweise der Manufakturperiode zur Voraussetzung hat. Bei Adam Smith und dessen britischen Vorgängern, bei J. B. Say und anderen Franzosen lasse sich das ganz genau feststellen, auch der Theorie von Malthus liegt diese Wirtschaftsperiode zugrunde. Erst Ricardo ziehe die sozialökonomischen Rückwirkungen der großen Industrie ernsthaft heran, modifiziere aber in den späteren Ausgaben seines Hauptwerks denn auch seine ursprüngliche Formulierung des Lohngesetzes. So weit diese Arbeit, an der Friedrich Engels großes Interesse zeigte. Ich habe in ihr noch, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, streng marxistisch argumentiert. Indes wurde mir, als ich das Schlußkapitel schrieb, doch klar, daß Marx' Beschäftigung mit der Frage wirtschaftsgeschichtlich nicht weit genug reichte, um über ihre Gestaltung unter dem Einfluß der vorgeschrittenen Gewerkschaftsorganisation und sozialpolitischen Gesetzgebung erschöpfend Auskunft zu geben, und ich erwog den Gedanken, die Frage unter diesem Gesichtspunkt erneut zu untersuchen, was, als ich zehn Jahre später den Sammelband „Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus“ herausgab, auch in zwei Nachtragskapiteln geschehen ist; zunächst aber wurde ich durch die Beschäftigung mit anderen größeren Arbeiten von ihm abgelenkt.

Diese waren die Herausgabe der gesammelten Reden und Schriften Ferdinand Lassalles und die Abfassung des Werkes „Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution“ (Stuttgart und Berlin, 4. Auflage). Für die Sammelausgabe der Lassallischen Reden und Schriften verfaßte ich eine größere Einleitung „Lassalle und seine Bedeutung für die Sozialdemokratie“, die umgearbeitet im Jahre 1919 bei Paul Cassirer unter dem Titel

„Ferdinand Lassalle. Eine Würdigung des Lehrers und Kämpfers“ in Sonderausgabe erschienen und in den Verlag des Vorwärts übergegangen ist, sowie eine acht Druckbogen umfassende Abhandlung „Auszüge aus dem System der erworbenen Rechte“, in der ich mich bemüht habe, an der Hand besonders wichtiger Stücke aus Lassalles Hauptwerk ein objektives Bild von dessen Zweck, theoretischer Grundlage, Gedankengang und wissenschaftlichem Ergebnis zu geben. Meine kritische Stellung zu ihm hatte ich in der Einleitungsskizze entwickelt. Als Laie auf dem Gebiet der Rechtswissenschaft und Rechtsphilosophie beanspruche ich nicht, diesen Ausflügen auf deren Gebiet einen für sie in Betracht kommenden wissenschaftlichen Wert beilegen zu dürfen, einer Anfechtung ihrer Sachlichkeit bin ich nirgends begegnet, dagegen wiederholt ersucht worden, den „Auszug aus dem System“ gesondert herauszugeben.

Einen eigenen Wert glaube ich dagegen für meine Schrift über das bis dahin selbständig nicht behandelte Thema der sozialistischen Tendenzen und demokratischen Strömungen in der großen englischen Revolution in Anspruch nehmen zu dürfen. Sie ist die Frucht eingehender Studien in der Bibliothek des Britischen Museums mit ihrem großen Reichtum an Urkunden aller Art aus jener Zeit, und von Historikern von Fach, die als Kenner dieses Abschnitts der Geschichte Englands besonderes Ansehen genießen (C. H. Firth, S. R. Gardiner u. a.), überaus günstig aufgenommen worden. Obgleich ich mir nicht einbilde, in ihr den behandelten Gegenstand erschöpft zu haben und mir mancher ihrer sonstigen Mängel durchaus bewußt bin, will ich doch gestehen, daß sie diejenige meiner Arbeiten ist, auf die ich noch am ehesten mit einer Art von Freude zurückblicke. Sie ist der einzige größere Versuch aus meiner Feder, Geschichtsvorgänge auf Grund der Marx-Engelschen materialistischen Geschichtsauffassung zu behandeln.

Insofern ist sie ein für meinen theoretischen Entwicklungsgang bezeichnendes Dokument. An einer Stelle in ihr (4. Auflage, S. 29, Note) weise ich darauf hin, daß ihr die gleiche Geschichtsbetrachtung zugrunde liege, wie Kautskys Abhandlung „Von Plato bis zu den Wiedertäufern“ im Sammelwerk „Die Vorläufer des neueren Sozialismus“ (Stuttgart, Dietz). Ein englischer Sozialist aber, E. Belfort Bax, der in der Zeit, wo meine Schrift herauskam, gerade mit Kautsky wegen der Tragweite und Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung in Fehde lag, hob in einer Besprechung ersterer, lobend hervor, daß ich mich darin vom übertriebenen Ökonomismus,

anderer Anhänger dieser Geschichtsauffassung freihalte. Ich bin jedoch nicht der Ansicht, daß man Kautsky einseitigen Ökonomismus vorwerfen kann. Seine Arbeiten über geschichtliche Vorgänge und Erscheinungen haben wohl das Verdienst, den ökonomischen Untergrund des Auftretens von Individuen und Klassen klar zur Erkenntnis zu bringen, und haben in dieser Hinsicht Zusammenhänge aufgedeckt, die bis dahin niemand in ihrer vollen Bedeutung erkannt hatte. Er hat aber über ihnen nie den Einfluß der subjektiven oder ideologischen Faktoren der Geschichte verkannt und deren Berücksichtigung vernachlässigt. Sein erstes größeres Werk geschichtlichen Charakters, die Schrift „Thomas More und seine Utopie“ ist mir in bezug auf sachgemäße Abwägung des Verhältnisses dieser Kräfte immer als mustergültig erschienen, und jedenfalls hat in bezug auf diese Frage eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit zwischen uns nie bestanden.

Aber alle Übereinstimmung im Grundsatz läßt selbstverständlich noch Unterschiede des Grades der Anwendung zu. Soweit sich solche zwischen meiner Schrift und irgendwelchen Kautsky's feststellen lassen, wird jedoch die Erklärung dafür auf einem anderen Felde als dem der Geschichtstheorie zu suchen sein.

Inzwischen hatte die Beschäftigung mit einigen größeren Abhandlungen über die Tendenzen der Wirtschaftsentwicklung, die ich für die „Neue Zeit“ zu besprechen hatte, mir Veranlassung gegeben, meine Aufmerksamkeit dieser Frage stärker zuzuwenden. Es sind dies die im Jahre 1890 erschienene Schrift des Professor Gerhard von Schulze-Gävernitz „Zum sozialen Frieden“, (Leipzig, 2 Bände) und die zwei Jahre später erschienene Schrift desselben Verfassers „Der Großbetrieb, ein wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt“ (Leipzig, 1892), sowie die im gleichen Jahre wie das letztgenannte Werk erschienene Schrift des Professors Julius Wolf „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung“ (Stuttgart, 1892). Alle drei Werke bestreiten die Richtigkeit der in der Sozialdemokratie damals stark verbreiteten, an Sätze aus Marx anknüpfende Auffassung, daß die kapitalistische Produktion zur Steigerung des Elends der Volksmassen führe und die kapitalistische Wirtschaft an ihren Widersprüchen zugrunde gehen müsse, das heißt einem großen wirtschaftlichen Zusammenbruch entgegengehe. Schulze-Gävernitz führt die wirtschaftliche und soziale Entwicklung in den Jahrzehnten nach dem Zusammenbruch der Chartistenbewegung und der Aufhebung der Zölle auf Korn und andere Lebensmittel, die Ausbreitung der

Tarifverträge an Zahl und Umfang in der Industrie wie überhaupt die Anerkennung der Gewerkschaften als mitwirkenden Faktor bei der Lohnbestimmung als Beweis dafür an, daß das Arbeiterelend in England nicht zu- sondern abgenommen habe und der Klassenkampf zwischen Kapital und Arbeit nicht erbitterter, sondern weniger scharf geworden sei und England einer Aera des sozialen Friedens entgegengehe. Dies nicht trotz, sondern gerade in Folge der Zunahme und des Wachstums der Großbetriebe, die die materiellen und geistigen Vorbedingungen der Besserung geschaffen hätten. Das Wolfsche Buch, das großes Aufsehen machte, ist eine Streitschrift gegen die Marxsche Theorie des Kapitalismus und die aus ihr abgeleiteten Folgerungen im ganzen; unter Berufung auf eine Fülle von statistischen Nachweisen und Daten aus der Geschichte stellt es die ganze Marxsche Beweisführung für dessen Kritik des Kapitals als unrichtig hin. Es wurde weit und breit in der bürgerlichen Presse gepriesen als die „unwiderlegliche Widerlegung“ von Marx und dem auf dessen Lehre gestützten neuen Programm der Sozialdemokratie, dem 1891 auf dem Parteitag von Erfurt beschlossenen und nach ihm benannten „Erfurter Programm“.

Ich habe das erste Schulze-Gävernitzsche Buch im ersten Band des neunten Jahrgangs, das zweite Buch und die Wolfsche Arbeit im ersten Band des elften Jahrgangs der „Neuen Zeit“ besprochen, in der Hauptsache darauf bedacht, die von den beiden Hochschul Lehrern an Marx geübte Kritik zu entkräften. Es ist mir auch gelungen, beiden Fehler in ihrer Kritik nachzuweisen. Doch habe ich mir schon damals nicht verhehlt, daß damit die von ihnen in den genannten Schriften aufgeworfenen Einwände noch nicht schon samt und sonders erledigt waren. Von einigen sagte ich mir, daß sie ernsthaft nachgeprüft sein wollten, und bin daher lieber zunächst stillschweigend über sie hinweggegangen als sie mit Hilfe dialektischer Künste für beweislos zu erklären. So sehr ich mich innerlich dagegen wehrte, zogen Zweifel bei mir ein an Sätzen, die ich bis dahin für unwiderleglich gehalten hatte, und die nächsten Jahre brachten mancherlei, was diese Zweifel noch bestärkte.

Besonders zu erwähnen wären davon die mit dem Jahre 1894 einsetzenden Debatten in der deutschen Sozialdemokratie über die Agrarfrage. Sie führten zu eingehenden Erörterungen über die Lebensfähigkeit und Leistungskraft des kleinen Betriebs in der Landwirtschaft und damit der Klasse der Bauern, die so viel erkennen ließen, daß, wenn das Erfurter Programm die Bauern als eine der

„versinkenden Mittelschichten“ aufführt, dies bestenfalls nur mit sehr großen Einschränkungen der Wirklichkeit entsprach; und die Ergebnisse der Betriebs- und Gewerbezahlung von 1895 bestätigten diese Folgerung.

Weiter stellte der im Jahre 1894 zur Veröffentlichung gelangte dritte Band von Marx' „Kapital“ verschiedene Folgerungen in Frage, die wir Schüler von Marx aus dem ersten Band gezogen hatten. Die dort gegebene Lösung des Problems der Profitrate, das heißt der Frage, wieso es komme, daß trotz der Ungleichheit der Raten des Mehrwerts in den verschiedenen Produktionszweigen die Profitraten (Raten des Profits im Verhältnis zum angewandten Kapital) sich ausgleichen, wirkte auf mich, wie übrigens auch auf andere Sozialisten, hinsichtlich der Einschätzung des Werts der Werttheorie überaus ernüchternd. Auch konnte es nicht fehlen, daß die Entwicklungen dieses den Gesamtprozeß der Bewegung des Kapitals behandelnden Bandes dadurch, daß sie zeigten, wieviel notwendige Funktionen des Kapitals aus dem Mehrwert zu speisen waren, ein Gesamtbild lieferten, das gegenüber den schlagenden Feststellungen des ersten Bandes wie eine Antiklimax wirkte, drastisch ausgedrückt, den Eindruck der Verkrümelung machte. Es ist kein Vorwurf gegen Marx, sondern im Gegenteil ein Anerkennen der Wissenschaftlichkeit seiner Untersuchung, daß, je weiter diese in der Darlegung der Funktionen des Kapitals fortschreitet, sie um so mehr sich den Feststellungen bürgerlicher Ökonomen annähert und im Abschnitt über die Grundrente kaum noch wesentlich von denen des radikalen Flügels der liberalen Ökonomie unterscheidet. Die Schlußkapitel dieses Bandes mit ihren geistreichen, aber der abschließenden Zusammenfassung entbehrenden Untersuchungen über das Fazit des Gesamtprozesses machten auf mich einen geradezu tragischen Eindruck; sie illustrierten für mich die Kämpfe des Sozialisten Marx, den keine der gefundenen Formeln befriedigte, mit seinem wissenschaftlichen Gewissen. Das Warum dieser Unbefriedigtheit habe ich später erklären zu können geglaubt, zunächst habe ich diese Seite des Eindrucks, den der dritte Band „Kapital“ auf mich machte, nach Möglichkeit in mir niederzukämpfen gesucht. Aber — aliquid haerebat.

Revisionist

Mein Aufenthalt in England bot mir naturgemäß Gelegenheit, mit englischen Sozialisten in Verbindung zu treten und die englische

Arbeiterbewegung näher kennen zu lernen. Das hat mir insofern genutzt, als ich dadurch in die Lage kam, meine bis dahin mittelbar gewonnenen Ansichten über die englische Volksseele und den Geist der Arbeiterbewegung Englands nachzuprüfen und, je nachdem, zu berichtigen. Aber auf mein sozialistisches Denken ist es von geringem Einfluß gewesen. Die verschiedentlich verbreitete Meinung zum Beispiel, ich sei durch das Vorbild des englischen Fabianismus zu meinem Revisionismus bekehrt worden, ist völlig irrig. Ich habe durch nähere Bekanntschaft mit dem Verein der Fabianer und hervorragenden seiner Führer ihn und sein Wirken würdigen gelernt, bin mir aber nie darüber im Unklaren gewesen, daß die besondere Art ihrer Agitation so durchaus den englischen Verhältnissen angepaßt war, daß jeder Versuch, sie auf dem Festland nachzuahmen, notwendigerweise fehlschlagen müsse. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich nicht auch manches von den Fabianern gelernt habe. Den Werken des Ehepaars Webb über die Genossenschafts- und die Gewerkschaftsbewegung und die Armenfrage, sowie einer Anzahl der von dem Verein namenlos herausgegebenen Traktate über Fragen der wirtschaftlichen und sozialen Zustände, der Wirtschaftspolitik und der Sozialpolitik in ihren verschiedenen Verzweigungen usw. verdanke ich manche wertvolle Erweiterung meines Horizonts. Aber mit den speziellen Fragen des Revisionismus hatten diese Veröffentlichungen wenig zu tun. Auch die von führenden Fabianern an der Marxschen Werttheorie geübte Kritik hat erst Eindruck auf mich gemacht, als ich selbst schon zur Ansicht gekommen war, daß sie etwas anderes bedeutete, als ich vordem in ihr erblickt hatte, und dieser Eindruck war auch nicht stark genug, mich dazu zu bringen, die Marxsche Theorie ganz und gar zu verwerfen und an ihrer Stelle die von den Fabianern propagierte Doktrin als höherwertig zu akzeptieren.

Was auf mein sozialistisches Denken den entscheidenden Einfluß ausübte, waren nicht Kritiken der Doktrin, sondern Berichtigung von Annahmen in bezug auf Tatsachen.

Als ich im Jahre 1882 den Bontoux Krach und die sich mit ihm anzeigende Geschäftsstockung im Züricher „Sozialdemokrat“ als einen „Tropfen Fegefeuer“, das heißt als den Vorläufer des großen Generalkrachs begrüßte, schrieb mir mein Freund Höchberg: „Du irrst Dich, die bürgerliche Wirtschaft ist viel anpassungsfähiger als Du meinst.“ Damals machte das Wort keinen großen Eindruck auf mich, denn von einer dauernden Besserung der Wirtschaftslage

war noch ziemlich lange nichts zu spüren, die zeitweise eintretenden Perioden des Aufschwunges waren immer nur kurzlebig. So konnte es auch kommen, daß in den Einleitungssätzen des neuen Programms der Sozialdemokratie, das diese sich auf ihrem Parteitag zu Erfurt gab und an dessen Ausarbeitung ich einen gewissen Anteil gehabt hatte, von den Geschäftskrisen gesagt wird, daß sie „immer umfangreicher und verheerender“ werden, und die „allgemeine Unsicherheit zum Normalzustand der Gesellschaft“ machen, daß Wilhelm Liebknecht, der Vater, als Berichterstatter des vom Parteitag für die Beratung des Programmentwurfs eingesetzten Ausschusses in seinem Referat über dessen endgültige Fassung ausführte, die Sozialdemokratie sehe, daß die heutige Gesellschaft mit „eherner Logik“ hineintreibt in eine *Katastrophe*, in *ihrer eigenen Weltuntergang*, der nicht abzuwenden ist“, und daß mit dem Gedanken an diese bevorstehende Katastrophe sich in der Sozialdemokratie festsetzte die Vorstellung von dem immer neuen Anwachsen der „Reservearmee des Kapitals“, nämlich der Zahl der durch die Arbeit sparende Maschine aus der Produktion herausgeworfenen Arbeiter.

Nun waren aber in den achtziger Jahren und noch im Anfang der neunziger Jahre zwar die Perioden des Aufschwungs nur kurzlebig gewesen, ebenso aber auch die Perioden des Stillstandes der Geschäfte. Die Krisen traten nicht „immer verheerender“ auf. Und so sah Friedrich Engels sich veranlaßt, im von ihm herausgegebenen Dritten Band Kapital bezüglich der Krisen eine andere Hypothese aufzustellen. In einer Note zum zweiten Teil dieses Bandes schreibt er auf Seite 27:

„Die akute Form des periodischen Prozesses mit ihrem bisherigen zehnjährigen Cyklus scheint in eine mehr chronische, länger gezogene, sich auf die verschiedenen Industrieländer verschiedenzeitig verteilende Abwechslung von relativ kurzer, matter Geschäftsbesserung mit relativ langem, entscheidungslosem Druck gewichen zu sein. Vielleicht aber handelt es sich nur um eine Ausdehnung der Dauer des Cyklus. In der Kindheit des Welthandels 1815—47, lassen sich annähernd fünfjährige Krisen nachweisen; von 1847—67 ist der Cyklus entschieden zehnjährig; sollten wir uns in der Vorbereitungsperiode eines neuen Weltkrachs von unerhörter Vehemenz befinden? Dahin scheint manches zu deuten.“

Der Weltkrach trat aber nicht ein. Mehr noch. Engels hatte nach Aufzählung der Tatsachen, die ihn die vorstehende Vermutung aussprechen ließen, seine Betrachtung mit den Worten geschlossen:

„So birgt jedes der Elemente, das einer Wiederholung der alten Krisen entgegenstrebt, den Keim einer weit gewaltigeren künftigen Krise in sich.“

Indes auch diese große Krise ist damals, wie auch später, ausgeblieben. Im Gegenteil setzte um die Mitte der neunziger Jahre in Europa und besonders in Deutschland ein Aufschwung der Geschäfte ein, wie man ihn lange nicht gekannt hatte. Nur in der Landwirtschaft gab es eine Spezialkrise, die Folge der gewaltig angewachsenen Zufuhr von verschiedenen Agrarprodukten aus Übersee und des durch sie herbeigeführten Falls der Preise dieser Erzeugnisse. Von diesem Preisfall, der wirtschaftspolitisch ein starkes Sinken der Bodenrenten bedeutete, hatte dagegen die Industrie den größten Vorteil. Während die Rohprodukte vieler Industrien, insbesondere der Industrien der Gewebe, immer billiger wurden, hob sich zunehmend die Konsumkraft der breiten Massen in Stadt und Land. Es war umgekehrt wie 1873/74, wo nach dem Krieg die Lebensmittelpreise in für damals unerhörtem Grade gestiegen waren, ein Umstand, der nach meiner Ansicht viel zur Intensität und Andauer der damaligen Krise beigetragen hat.

Ich konnte mich dem Eindruck dieser Tatsachen nicht entziehen. Hatte sich mir ohnehin in England das Wirtschaftsgetriebe der modernen Gesellschaft ganz anders dargestellt, als in der Schweiz, so erhielt ich nun auch einen ganz anderen Begriff von den Zusammenhängen und der Ausdehnungskraft ihrer Wirtschaft. Höchbergs Wort fiel mir wieder ein. Andererseits erhielt ich auch ein anderes Bild von der sozialen Lage und den Bewegungen der Arbeiterklasse. Die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter — allerdings vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich der gelernten Arbeiter — hatten eine ziffernmäßige Stärke erlangt, hinter der die der festländischen Bewegungen noch weit zurückgeblieben war, und eine Anerkennung im öffentlichen Leben gewonnen, die auf dem Festland nur einzelnen ausnahmsweise zugestanden wurde. Bei ihren Lohnkämpfen hatten sie stets einen Teil der bürgerlichen Presse für sich, ihr Anspruch auf die Rolle eines mitbestimmenden Faktors bei der Normierung der Löhne und Arbeitsbedingungen war grundsätzlich allgemein als berechtigt anerkannt und wurde von vielen Behörden regelmäßig berücksichtigt. Ließ bei alledem die Lage der großen Mehrheit der Arbeiter in England noch sehr viel zu wünschen übrig, so zeigte sich doch eine Entwicklung im Werden, die gleichfalls gegen eine katastrophale Zuspitzung sprach. Infolgedessen konnte denn auch derjenige Flügel der Sozialisten Englands, der unter Berufung auf Marx an der Theorie von der Entwicklung zur Katastrophe festhielt und seine Politik ihr anpaßte, die von

H. M. Hyndman geleitete Sozialdemokratische Föderation, trotz hingebendster Propaganda-Arbeit ihrer Mitglieder es nicht über das Dasein einer Sekte hinausbringen.

Im Angesicht von alledem fühlte ich mich veranlaßt, meinen deutschen Parteigenossen klar zu machen, daß sie gut tun, bei Entscheidungen über ihre Politik den Gedanken an die bevorstehende Katastrophe ganz aus dem Spiel zu lassen und auch ihre Sprache von Wendungen frei zu halten, die in jenem Gedanken wurzeln. Im Herbst 1896 eröffnete ich in der „Neuen Zeit“ unter dem Sammeltitle „Probleme des Sozialismus“ eine Reihe von Aufsätzen, in denen ich das zu begründen und die sich daraus ergebenden Folgerungen für den Gang der Bewegung zu entwickeln gedachte. Ich war aber keineswegs der Einzige, noch auch nur der Erste, der in diesem Sinne literarisch zu wirken unternahm. Verschiedene andere Sozialisten waren vor mir gegen die überlieferte Sprache und Anschauung zu Felde gezogen. So hatte schon einige Jahre vorher der begabte, aber ziemlich sprunghaft Stellung nehmende Bruno Schönlink die Zeit für gekommen erklärt, an eine „Revision der sozialistischen Begriffe“ heranzugehen, und im Streit über die dem sogenannten neuen Kurs der Reichsregierung (der Aera Caprivi) gegenüber einzunehmende Haltung, über die Stellung zum Staatssozialismus und zur Agrarfrage hatten Vollmar, Eduard David und andere allerhand Kritik an herkömmlichen Anschauungen geübt. Aber das waren Gelegenheitsbemerkungen geblieben oder bezog sich auf Einzelfragen, während meine Aufsätze, je mehr sie fortschritten, immer mehr Stücke des ganzen Fragengebiets in die Untersuchung zogen. Wenngleich ich nun bemüht war, durch eine möglichst unpolemische Sprache die Empfindlichkeiten der Bekenner der Anschauungen zu schonen, die ich widerlegen zu müssen glaubte, konnte es doch nicht vermieden werden, daß die Aufsätze in diesen Kreisen in steigendem Maße Unbehagen erregten. Und zwar namentlich deshalb, weil allmählich die nichtsozialdemokratische Presse auf sie aufmerksam geworden war und von jedem Abrechnen mit herkömmlichen Schlagworten der Agitation triumphierend Kenntnis nahm. Da ich damals in einem ziemlich abgelegenen Vorort Londons lebte, ist mir kaum einer der in Frage kommenden gegnerischen Artikel zu Gesicht gekommen. Wäre es der Fall gewesen, so hätte ich vielleicht in der Folge manchem Satz eine vorsichtiger Form gegeben. Denn nichts lag mir ferner, als der Partei, an der ich mit ganzer Seele hing, Unannehmlichkeiten bereiten zu wollen. Aber sachlich hätte

ich kaum an ihnen ändern können, und da es zuletzt doch auf die Sache ankam, wäre der Sturm, der ob der Artikel bald in der Partei über mich hereinbrach, mir doch schwerlich erspart geblieben, nur hätte ich ihn weniger schmerzlich empfunden.

Den Anlaß zu dem Sturm bot ein Satz in dem Artikel „Zusammenbruchstheorie und Kolonialpolitik“ (Neue Zeit, 1897/98, Bd. I, Seite 548 ff, wieder abgedruckt in Bd. II der Sammelschrift „Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus“, S. 79 ff). Er ist die Antwort auf einen von dem englischen Sozialisten Belfort Bax gegen mich erhobenen Vorwurf, daß in meinen Aufsätzen nie etwas vom Endziel des Sozialismus zu finden sei, und lautet:

„Ich gestehe es offen, ich habe für das, was man gemeinhin unter ‚Endziel des Sozialismus‘ versteht, außerordentlich wenig Sinn und Interesse. Dieses Ziel, was immer es sei, ist mir gar nichts, die Bewegung alles. Und unter Bewegung verstehe ich sowohl die allgemeine Bewegung der Gesellschaft, d. h. des sozialen Fortschritts, wie die politische und wirtschaftliche Agitation und Organisation zur Bewirkung dieses Fortschritts.“

Das war nun freilich sehr schroff und zudem im zweiten Satz auch ungenau ausgedrückt, konnte daher leicht mißverstanden werden und ist denn auch sofort mißverstanden und mißdeutet worden. Aus dem „das Endziel . . . ist mir nichts“, was ein persönliches Uninteresse ausdrückt, wurde der Satz gemacht „das Endziel ist nichts“, d. h. eine Allgemeingültigkeit beanspruchende Sentenz, und in dieser, einigermaßen genau betrachtet, begriffslosen Fassung wird der Satz noch immer wieder als mein Ausspruch zitiert, so oft ich mich auch dagegen verwahrt habe. Warum aber mir das sogenannte Endziel nichts ist, wird man schon nach dem Vorhergesagten begreifen und hängt zweifelsohne mit meiner überwiegend analytischen Denkweise zusammen. In einem noch im gleichen Jahre abgefaßten Denkschreiben an den Stuttgarter Parteitag der deutschen Sozialdemokratie sagte ich: „Ich habe zu keiner Zeit ein über allgemeine Grundsätze hinausgehendes Interesse an der Zukunft gehabt, noch kein Zukunftsgemälde zu Ende lesen können.“ Und das ist in der Tat der Fall. Alle diese Ikarien und Makarien sagten mir nichts, berührten mich wie mechanisch aufgezogenes Puppentheater, dessen Figuren blut- und seelenlos sind. Außerdem konnte gerade der Schüler von Marx, sobald er den Gedanken an einen in Bälde bevorstehenden Zusammenbruch für irrig hielt, auch sachlich zu keinem anderen Schluß gelangen.

Marx selber schrieb 1860 in der Streitschrift „Herr Vogt“, an den Satz aus einem Brief des demokratischen Zeughaustürmers

Techow anknüpfend, er (Techow) habe sich ihn und Engels „immer über den Unsinn eines kommunistischen Glückseligkeitsstalles à la Cabet erhaben vorgestellt“: „Vorgestellt! Techow wußte also nicht einmal das ABC unserer Ansichten, war jedoch großmütig genug, sie sich nicht gerade als ‚Unsinn‘ vorzustellen“, und an einem Stück aus dem von ihm und Friedrich Engels verfaßten kommunistischen Manifest weist er nach, daß dort Cabets Ikarien ausdrücklich als eine „Duodeztausgabe des neuen Jerusalem“ bezeichnet ward. Wo Marx aber in seinen Schriften (vgl. den Schlußsatz im Hauptteil des kommunistischen Manifests und den Schlußsatz des sachlich den ersten Band „Kapital“ abschließenden vorletzten Kapitels dieses Werks) seinerseits auf die durch die sozialistische Revolution zu verwirklichende Zukunft zu sprechen kommt, beschränkt er sich stets, wie ich es oben von mir erklärte, auf die Feststellung zu verwirklichender allgemeiner Grundsätze.

Der wesentliche Inhalt meines vorherbezeichneten Artikels war eine Bekämpfung der von Belfort Bax verfochtenen Ansicht, die Sozialdemokratie solle ihre Stellung zu den Kolonialfragen vom Hinblick auf den bevorstehenden Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft abhängig machen, d. h. jede Ausdehnung und Sicherstellung von Kolonialbesitz bekämpfen, weil durch sie das Leben der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung verlängert werde, und deshalb Aufstände von Wilden gegen Ausdehnung der Zivilisation unterschiedslos moralisch und möglichst auch materiell unterstützen. Ich wies an Hand der weiter oben erwähnten Tatsachen nach, daß der berühmte Zusammenbruch keineswegs in so naher Aussicht stehe, wie Bax und Gleichgesinnte annähmen, und, wenn er so nahe bevorstehe, obendrein durch die Kolonisierung der überhaupt noch unbesetzten Gebiete gar nicht aufgehalten werden könne. Die Sozialdemokratie habe sich jeder gewalttätigen oder betrügerischen Ausraubung von Eingeborenen zu widersetzen, werde aber „auf jeden Widerstand gegen deren Einbeziehung in die Geltungssphäre zivilisatorischer Einrichtungen als zweckwidrig verzichten“ und ebenso „von jeder grundsätzlichen Bekämpfung der Erweiterung der Märkte als utopistisch Abstand nehmen“. Die Ausdehnung der Märkte und der internationalen Handelsbeziehungen sei „einer der mächtigsten Hebel des gesellschaftlichen Fortschritts“ gewesen, habe sich als ein Faktor der Steigerung des Reichtums der Nationen“ bewährt, und an dieser Steigerung seien auch die Arbeiter interessiert, sobald ihnen Koalitionsrecht und Wahlrecht gesichert seien, d. h.

sie keine künstliche Niederhaltung ihrer Organisationen zu befürchten hätten. „Je reicher die Gesellschaft, umso leichter und sicherer die sozialistischen Verwirklichungen.“

Die Vorstellung von dem bevorstehenden totalen Zusammenbruch des kapitalistischen Systems dagegen erkläre ich für „durchaus nebelhaft“. Sie übersehe u. a. ganz die großen Unterschiede in der Natur und dem Entwicklungsgang der verschiedenen Industrien und ihre sehr verschiedene Eignung, die Gestalt von öffentlichen Diensten anzunehmen. Die aus der Geschichte der französischen Revolution abgeleitete Annahme, die mit einem solchen Zusammenbruch eintretende Volkserhebung werde voraussichtlich die Dinge mit Treibhausgeschwindigkeit zur höchsten Entwicklung bringen, verkenne „vollständig den großen Unterschied zwischen feudalen und liberalen Einrichtungen, zwischen feudalistisch bewirtschaftetem Grundbesitz und moderner Industrie. „Feudale Landgüter habe man zerschlagen und parzellenweise veräußern können, modernen Fabriken gegenüber aber gehe das nicht. Je mehr davon nach dem Muster der Pariser Kommune expropriert würden, um so größer die Schwierigkeit, sie während einer Erhebung in Betrieb zu halten.“ (Theorie und Geschichte des Sozialismus, Teil II, S. 93/94.)

Diese und ähnliche Darlegungen, von denen ich sagen darf, daß sie durch die Vorgänge in der bolschewistischen russischen Revolution vollständig bestätigt worden sind, zogen mir von einem Teil meiner Parteigenossen die heftigsten Angriffe zu. Einige gingen so weit, wegen ihrer meine Ausstoßung aus der Partei zu fordern, andere begnügten sich mit der Forderung, die Frage vor den nächsten Parteitag zu bringen. Da letzterer Gedanke allgemein Anklang fand, mir aber der Boden Deutschlands noch verschlossen war, entschloß ich mich, eine Denkschrift an jenen Parteitag zu richten, in der ich meine Gedanken in kurzgefaßten Sätzen einem Manifest ähnlich darlegte. Sie ist dort verlesen worden (Parteitag in Stuttgart, Oktober 1898) und gab zu meinem Erstaunen u. a. Karl Kautsky Anlaß, sich gegen sie auszusprechen. Ein Beschluß hinsichtlich ihrer wurde jedoch nicht gefaßt, dagegen im Anschluß an die Debatten des Parteitages von Karl Kautsky und Viktor Adler der Wunsch ausgedrückt, ich möge meine in den „Problemen des Sozialismus“ entwickelten Anschauungen zusammenfassend in Buchform zur Darstellung bringen, was ich denn auch getan habe.

Die Schrift, an deren Abfassung ich mich alsbald machte, ist im Sommer 1899 bei Dietz in Stuttgart unter dem Titel erschienen: „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“. Sie hat viele Auflagen erlebt, ist in einer 1920 veranstalteten neuen, verbesserten und ergänzten Ausgabe (Berlin, „Vorwärts“) auch schon in zweiter Auflage erschienen und in fast alle europäischen Sprachen, neuerdings auch ins Japanische übersetzt worden. Dabei kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß mir bei ihrer Abfassung nichts ferner lag, als der Gedanke an eine programmatische Schrift größeren Stils, als was sie nun vielfach betrachtet wird.

Allerdings hatte ich, da die Angriffe auf mich vernehmlich und mit besonderer Heftigkeit von Leuten ergangen waren, die gleich mir speziell sich zu den Lehren von Marx-Engels bekannten, mich veranlaßt gesehen, in dieser Schrift nun auch darzulegen, worin jene Lehren oder die Deutung, in der ihre Sätze zumeist propagiert wurden, meines Erachtens irrig waren und der Richtigstellung bedurften. Trotz der großen Zurückhaltung, die ich mir dabei auferlegte, und obwohl ich mich lieber dem Vorwurf der Halbheit aussetzte, als daß ich mich als Kritiker des Marxismus aufspielte, bin ich doch dem Schicksal nicht entgangen, von einem Teil seiner Bekenner als Abtrünniger in Grund und Boden verdammt zu werden. Eine ganze Flut von Angriffen bitterster Art brach über mich herein, und da man die persönliche Uninteressiertheit meines Tuns nicht in Zweifel stellen konnte, verfuhr man um so rücksichtsloser mit meinem wissenschaftlichen Namen. Es wurden mir Behauptungen unterstellt, die ich nie ausgesprochen habe, und mit meinen statistischen Angaben und ökonomischen Feststellungen ward in der willkürlichsten Weise umgesprungen — alles, um mich als wissenschaftlich unzurechnungsfähigen Konfusionarius erscheinen zu lassen. So un schön das war und so tief es mich damals verletzte, darf ich doch zur Entschuldigung dieser Ausfälle bemerken, daß sie immerhin nicht ganz unprovokiert waren. Denn — wovon ich in Hither Green nichts erfuhr — von Gegnern des Marxismus war ich als dessen „Vernichter“ auf das Schild gehoben worden, und in der Partei beriefen sich die Befürworter einer opportunistischen Politik, in der die Marxisten eine ernsthafte Gefahr für den proletarischen Charakter der Bewegung erblickten, nunmehr auf meine Wenigkeit. Manches unrichtige Zitat, das ich damals als böswillige Fälschung meiner Widersacher betrachten mußte, mag in Wirklichkeit fromme Um-

schreibung von seiten eines mir unbekanntem neuen Freundes gewesen sein.

Indem ich dies vorausschicke, will ich bemerken, daß ich mich jenen Angriffen gegenüber auf die Abwehr der Artikel beschränkte, die Karl Kautsky im Berliner „Vorwärts“ und in der „Neuen Zeit“ gegen mein Buch veröffentlichte. Diese Abwehr-Artikel bilden mit einigen Nachträgen unter dem Titel „Sozialistische Kontroversen“ den dritten Teil der Sammelschrift „Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus“. Obwohl in hohem Grade Kinder des Augenblicks, behandeln sie zum größten Teil Fragen, die auch heute noch ihre Bedeutung haben, einige davon, wie die Aufsätze „Die Notwendigkeit in Natur und Geschichte“, „Dialektik und Entwicklung“, „Arbeitswert oder Nutzwert“ und „Klassenkampf-Dogma und Klassenkampf-Wirklichkeit“, sind dem Gebiet der wissenschaftlichen Begründung des Sozialismus zugehörig. Ganz unpolemisch, nur erklärend gehalten ist der Artikel „Vom Wesen des Sozialismus“. Allen diesen Abhandlungen nun ist das Bestreben gemeinsam, überkommene Schlagworte der sozialistischen Agitation und Folgerungen aus ihnen durch tieferes Eindringen in ihre Geschichte und Voraussetzungen und Berücksichtigung inzwischen gewonnener Erkenntnisse auf ihren Wissenschaftswert und die an ihnen vorzunehmenden Änderungen zu untersuchen. Überall strebe ich danach, die sozialistische Theorie vom bestimmenden Einfluß voreiliger und durch die Entwicklung der Dinge als irrig erwiesener Verallgemeinerungen und bloßer Begriffskonstruktionen zu befreien und dadurch ihre wissenschaftliche Grundlage zu stärken, sie gegen jeden Einwand widerstandsfähiger zu gestalten. Mit anderen Worten, wie es im Vorwort zu den „Voraussetzungen des Sozialismus“ heißt, „durch Bekämpfung der Reste utopistischer Denkweise in der sozialistischen Theorie das realistische wie das idealistische Element in der sozialistischen Bewegung gleichmäßig zu stärken“.

„Idealismus gegen Utopismus“, so würde man in der Tat den sozialphilosophischen Charakter der Schrift „Die Voraussetzungen des Sozialismus“ und der im Anschluß an sie von mir veröffentlichten Aufsätze kennzeichnen können. Ich hatte die Überzeugung gewonnen, daß dem Marxismus, dessen leitenden Grundgedanken ich für richtig hielt und noch halte, in der Anwendung noch Reste utopistischen Denkens anhaften und geeignet sind, seine Anhänger zu verhängnisvollen Fehlgriffen in der Praxis zu verleiten. Das hatte ich jetzt nachgewiesen, und darum leitete ich die „Voraus-

setzungen“ mit einer Darlegung der grundlegenden Sätze des Marxismus ein und ließ dieser Darlegung ein Kapitel folgen — „Der Marxismus und die Hegelsche Dialektik“ —, das jenes Stück Utopismus aufdeckt und seine Übernahme bei Marx und Engels hier auf den Einfluß der Hegelschen Dialektik, d. h. der Widerspruchslogik und der Theorie der Entwicklung in Gegensätzen — zurückführt. Ein weiteres, in vier Abschnitte zerfallendes Kapitel „die wirtschaftliche Entwicklung der modernen Gesellschaft“ — zeigt nun an Hand der Statistik Deutschlands und anderer Länder, daß noch überall, England nicht ausgenommen, in Industrie, Handel und Verkehr neben den an Zahl und Umfang zunehmenden Großbetrieben mittlere und Kleinbetriebe, die Zwergbetriebe in der Industrie ausgenommen, teils an Zahl sich erhalten, teils aber sogar gleichfalls zunehmen, während in der Landwirtschaft der Großbetrieb zumeist zugunsten der mittleren und kleinen Betriebe abnimmt. Es legt dar, wie diese Erscheinungen zu erklären und unter dem Gesichtspunkt der sozialistischen Theorie zu bewerten seien, und weist die Argumente als hinfällig zurück, mit denen die unzweifelhaft begabte Marxistin Rosa Luxemburg die Theorie der unvermeidlichen Zunahme der Geschäftskrisen zu verteidigen suchte. Ein wiederum vier Abschnitte umfassendes Kapitel „Die Aufgaben und Möglichkeiten der Sozialdemokratie“ ist der Frage gewidmet, wie sich bei Fallenlassen der Spekulation auf die große Wirtschaftskatastrophe die Sozialdemokratie zu betätigen habe. Die Antwort war schon in dem Satz des, das Problem der politischen Notwendigkeit behandelnden, zweiten Abschnittes des ersten Kapitels angezeigt:

„Der Geschichte ehernes Muß erhält auf diese Weise eine Einschränkung, die für die Praxis der Sozialdemokratie, um dies vorauszuschicken, keine Minderung, sondern eine Steigerung und Qualifizierung der sozialpolitischen Aufgaben bedeutet.“

Ist die von Ferdinand Freiligrath in seinem wuchtigen Gedicht „Die Revolution“ als „der Geschichte ehernes Muß“ angekündigte große Revolution nicht quasi geschichtsautomatisch zu erwarten, so erhält damit, bedeutet das, die auf Verbesserung und Erzielung von Reformen gerichtete sogenannte Gegenwartsarbeit der Sozialdemokratie und der von dieser beeinflussten Arbeiterbewegung naturgemäß eine erhöhte Bedeutung. Sie ist nicht mehr eine bei-läufige oder nur zeitweilige Beschäftigung, als die sie von der äußersten Linken der Sozialdemokratie angesehen und als etwas, was man allenfalls notgedrungen zu tolerieren habe, behandelt wurde,

sondern hat einen eigenen, um ihrer, bei gehöriger Übung und zweckmäßiger Anwendung erheblichen, Möglichkeiten für die Hebung der Lage der Arbeiter willen ernsthaft in Betracht kommenden Wert. Es wird das an der Gewerkschaftsbewegung, Genossenschaftsbewegung, der gesetzgeberischen und administrativen Sozialpolitik in ihren verschiedenen Verzweigungen dargetan und die sozialpolitische Bedeutung der demokratischen Einrichtungen und Volksrechte für die Arbeiterklasse auseinandergesetzt, die Wichtigkeit der Steigerung des parlamentarischen Einflusses der Partei der Arbeiterklasse für die auswärtigen Beziehungen dargetan und auseinandergesetzt, warum in Deutschland die Sozialdemokratie das Problem der Kolonien zwar frei von allen chauvinistischen Anwandlungen, aber ebenso frei auch von vorgefaßter Verneinung zu behandeln habe.

Das Meiste von dem Vorgeführten werde nun zwar schon von der Sozialdemokratie praktiziert, aber vielfach mit halbem Herzen und einer der tatsächlichen Politik der Partei widersprechenden Phraseologie. Davon solle man sich befreien. Der Einfluß der Sozialdemokratie würde ein viel größerer sein, wenn sie den Mut fände, sich von einer Phraseologie zu emanzipieren, die tatsächlich überlebt sei, und „das scheinen zu wollen, was sie heute in Wirklichkeit sei“: „eine demokratisch-sozialistische Reformpartei“.

Es war vornehmlich dieser letztere Satz, der dem gegen mich in der Partei ausgebrochenen Sturm die große Schärfe gab. Ich glaube, man hätte mir eher alle meine sachlichen Ketzereien verziehen als ihn. Und genau überlegt, sehr verständlicherweise. Er forderte von den Angehörigen der Partei mehr als das Aufgeben von Sätzen, an deren Richtigkeit sie jahrelang geglaubt hatten, er mutete ihnen auch die Preisgabe einer Bezeichnung zu, die für sie die seelische Bedeutung eines religiös empfundenen Glaubensbekenntnisses hatte. Gewiß, die Bezeichnung „revolutionär“ für die Sozialdemokratie war vieldeutig und vielfach mißbraucht worden, wurde vielfach mißverstanden, und, das Wort revolutionär in seinem landläufigen Begriff genommen, traf auf sie wirklich nicht zu. Aber sie war den sozialdemokratischen Arbeitern ein sie erhebendes Symbol, sie gab den Strich kund, der die von ihnen hochgehaltene Partei von allen anderen Parteien unterschied, sie zeigte deren anders geartete Weltauffassung an. Mit einem Wort, es war mit ihr nicht eine Sache des Verstandes, es war eine Sache des Fühlens in Frage gestellt. Das hatte ich mir nicht überlegt gehabt, als ich den Satz niederschrieb, und hatte ich mit ihm auch sachlich nicht im Sinne

gehabt. Mein Vorschlag hatte, wie der Zusammenhang des Satzstücks, das er abschließt, klar erkennen läßt, nicht den geschichtlichen Charakter der Partei im Auge, sondern ihre Politik.

Aber im Angesicht der Fassung, die er erhalten hatte, wurde er auf den Charakter der Partei bezogen, und so erklärt es sich, daß der nun folgende Parteitag — Hannover, Oktober 1899 — der Besprechung meines Buches eine viertägige, von August Bebel mit einer sechsständigen Rede eingeleitete Debatte widmete. Sie war kein Ketzergericht, als das sie in bürgerlichen Blättern hingestellt wurde, und schloß auch mit keiner Exkommunikation. Allerdings ist mir in der Debatte verschiedentlich sehr böß mitgespielt worden. Aber dies zumeist auf Grund von Sätzen, die, außerhalb ihres Zusammenhanges zitiert, einen ganz anderen Sinn erhielten, als sie bei mir gehabt hatten, oder infolge von falscher Deutung von mir gebrauchter Ausdrücke. Sätze hinsichtlich des Liberalismus als weltgeschichtliche Bewegung z. B. wurden wiederholt als auf sich liberal nennende Parteien bezogen aufgefaßt und konnten so leicht als mit den Tatsachen in Widerspruch stehend nachgewiesen werden, und ähnliches mehr. Andererseits aber stellten sich eine erhebliche Zahl sehr angesehenen Parteimitglieder, ohne sich in allen Punkten mit dem von mir Gesagten zu identifizieren, in der Hauptsache auf meinen Standpunkt. Von ihnen trat Eduard David Bebel in dreistündiger Rede entgegen.

Das Ende der Debatte war die fast einstimmige Annahme einer von August Bebel ausgearbeiteten und beantragten Resolution, die mit den Worten beginnt, die bisherige Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft gebe der Partei „keine Veranlassung, ihre Grundanschauungen über dieselbe aufzugeben oder zu ändern“. Die Partei stehe „nach wie vor auf dem Boden des Klassenkampfes, wonach die Befreiung der Arbeiterklasse nur ihr eigenes Werk sein kann . . .“ und die mit dem Satz endete:

„Nach alledem liegt für die Partei kein Grund vor, weder ihr Programm, noch ihre Taktik, noch ihren Namen zu ändern, und sie weist jeden Versuch zurück, der darauf hinausgeht, ihre Stellung gegenüber der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und den bürgerlichen Parteien zu verschleiern oder zu verrücken.“

Der zu großem Ansehen innerhalb und außerhalb der Partei gelangte Parteiführer Ignaz Auer, dem Bebel die Resolution vor ihrer Veröffentlichung zugeschiedt hatte, sandte sie mir unterm 8. September 1899 abschriftlich zu und knüpfte an sie die folgende Bemerkung:

„Also darum Räuber und Mörder! Mit dem überall angebrachten Körnchen Salz, sehe ich nicht ein, warum wir das nicht alle — Du mit eingeschlossen — sollten unterschreiben können. Die theoretischen Streitfragen — Elend und Zusammenbruch, materialistische Geschichtsauffassung, Werttheorie usw. — bleibt alles unberührt und somit offen.

In punkto Taktik bleibt es wie es ist, d. h. wir handeln in den meisten Fällen, wie Du verlangst, nur machen wir den von Dir verlangten, aber praktisch den Selbstmord der Partei bedeutenden Streich nicht — offen zu erklären, daß wir von der bisherigen Praxis absehen und neue Formen anwenden. In der Taktik kommen nicht bloß wir, sondern kommt auch das Verhalten der Gegner in Betracht. Vor allem aber, wie ich Dir schon schrieb, tut man so etwas, sagt es aber nicht.“

In der Tat hatte Auer letzteres an mich geschrieben, aber mit etwas weniger drastischer Formulierung des Vordersatzes, als er diesen auf dem Parteitag, wo er Bebel scharf entgegentrat, dann zum Besten gab. Seiner Anregung, gleichfalls der Resolution beizustimmen, hätte ich aber unter keinen Umständen Folge gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, nach Hannover zu gehen und dort meinen Standpunkt selbst zu vertreten. Wie es war, stellte ich es Auer anheim, je nach dem Gang der Debatte eine Erklärung für mich abzugeben. In bezug auf einen großen Teil der Resolution brauche das Körnchen Salz, von dem er schreibe, wirklich kein Salzblock zu sein, um mir die Zustimmung möglich zu machen.

Indes fuhr ich, als der Parteitag zusammentrat, in das auf holländischem Boden hart an der deutschen Grenze gelegene Städtchen Oldenzaal und ließ meine Freunde wissen, ich sei bereit, Gefangennahme und Gefängnishaft zu riskieren, wenn es mir nur gestattet werde, auf dem Parteitag selbst meine Sache zu führen. Sie hielten das Risiko aber doch für zu groß — es schwebten gegen mich von meiner Tätigkeit als Redakteur des „Sozialdemokrat“ her noch Anklagen, auf die hin ich nach mancher Leute Meinung zu zehn bis zwanzig Jahren Gefängnis hätte verurteilt werden können, und dem solle ich mich nicht aussetzen. Dagegen kamen nach Schluß des Parteitages Auer mit noch zwei Genossen zu mir nach Oldenzaal, überbrachten mir Grüße von Bebel und anderen Parteiführern und vereinbarten mit mir eine Erklärung, die es mir möglich machte, ohne Verleugnung meines Standpunktes in der Partei zu verbleiben.

Um so weniger schien es mir jedoch möglich, noch lange in der bisherigen Weise vom Ausland her literarisch für die Partei zu wirken. Im folgenden Jahre traf ich bei Gelegenheit des Internationalen Sozialistenkongresses von Paris Ignaz Auer, der ihm als einer der Delegierten der deutschen Sozialdemokratie beiwohnte, und er-

klärte ihm, ein ersprießliches Wirken für die deutsche Partei sei für mich nur noch auf deutschem Boden möglich. Ich wolle daher trotz der gegen mich anhängigen Anklagen nach Deutschland zurückkehren. Auf Grund verschiedener Tatsachen, darunter eines vom deutschen Juristentag einstimmig gefaßten Beschlusses gegen die endlose Erneuerung nicht zur gerichtlichen Erledigung gelangter Anklagen, schätze ich die mir wirklich drohende Gefängnisstrafe auf höchstens drei Jahre, und die seien mir als Preis für die Rückkehr nach Deutschland nicht zu viel. Auer bat mich, noch einige Zeit zu warten, und besprach, nach Hause zurückgekehrt, ohne mich davon zu unterrichten, mit Freunden die Möglichkeit, eine völlige Niederschlagung der gegen mich anhängigen Anklagen zu erwirken. Verschiedene Mittelspersonen nahmen den Gedanken auf, Persönlichkeiten, die mit dem damaligen Reichskanzler Fürst Bülow Fühlung hatten, trugen diesem die Sache vor und fanden bei ihm geneigtes Ohr. Im November 1900 erhielt ich aus Berlin von meinem Schwager und Parteigenossen Jakob Bamberger die Mitteilung, die Anklagen gegen mich würden am Jahresende nicht erneuert werden, mit Beginn 1901 werde mir die Rückkehr nach Deutschland offen stehen.

Die Nachricht kam mir so überraschend, daß meine erste Empfindung mehr Schreck als Freude war. Wie ich die Rückkehr geplant hatte, würde sie mir zunächst sicher fast nur Unannehmlichkeiten eingetragen haben, neben der Gefängnishaft, die sich auf Jahre belaufen konnte, auch schwere materielle Schädigung. Ohne Vermögen, war ich für den Unterhalt der Meinigen ganz auf meinen literarischen Erwerb angewiesen, und für den würde das Gefängnis, hatte ich mir gesagt, mir wenig Möglichkeiten lassen. Hinterher aber würde durch die Verbüßung der Haft das Mißtrauen sehr gemindert sein, mit dem nun nicht wenige in der Partei auf mich blickten, und mir dasjenige Wirken in dieser möglich werden, das meinen Wünschen entsprach. Könnte ich aber auf das Letztere rechnen, wenn ich jetzt als quasi Begnadigter heimkehrte? Bei Freund und Feind galt ich als der Mann, der die Sozialdemokratie aus der Bahn, die sie bisher gegangen, herausleiten wollte, der die Revision des Sozialismus radikal in Angriff genommen und verschiedene von dessen Fundamentalsätzen zertrümmert hatte. Man sprach von mir nicht als einem beliebigen, sondern als dem „Erz-Revisionist“.

Revisionist, gewiß, was ich befürwortet hatte, war Revision. Aber nicht ich hatte das Wort in die Debatte geworfen, nicht ich mich als Revisionist aufgespielt. Weniger ehrgeizige Absichten

hatten mich beseelt, als ich die Reihe der Artikel „Probleme des Sozialismus“ abfaßte. Eine Diskussion unter Sozialisten hatte ich einleiten wollen, bestimmt, die Sozialdemokratie im Fortschreiten auf dem Weg, den sie schon eingeschlagen hatte, zu bestärken. Gegen meinen Wunsch war es ein Kampf in der Partei um ihr Wesen geworden und ich in seinen Mittelpunkt gedrängt. Das war mir unter diesen Umständen doppelt peinlich, denn darüber war ich mir klar, ich konnte von dem, was ich gesagt hatte, in keinem Punkte von Bedeutung etwas zurücknehmen. Wie sollte sich da mein Wirken gestalten?

Solche Gedanken ließen bei meiner Frau, die als treue und tapfere Lebensgefährtin, wie an meinem geistigen Schaffen, so auch an meinen politischen Schicksalen den innigsten Anteil nahm, und bei mir eine rechte Freude am Erfolg des in so guter Absicht unternommenen Schrittes nicht aufkommen. Nur mit gemischten Gefühlen traten wir, nachdem noch einige äußerliche Schwierigkeiten überwunden waren, Anfang Februar 1901 die Rückreise nach der Heimat an, die ich über zweiundzwanzig Jahre nicht gesehen hatte. Immer wieder summte auf der Reise in mir der Satz des alten Archimedes: „*Dos moi pu sto.*“ Wohl hatte ich ganz anderes im Sinn gehabt, als „eine Welt aus den Angeln zu heben“. Aber im geistigen Kampf hatte ich mich hinreißen lassen, meiner Partei mehr zuzumuten, als sie unvermittelt leisten konnte. Unzweifelhaft ein großer politischer Fehler. Ich war jedoch entschlossen, ihn nicht um den moralischen Fehler zu vermehren, Erklärungen abzugeben, die meiner Überzeugung widersprechen würden.

Vor dem Weltkrieg.

Mit weniger Verzug als ich befürchtet hatte, gewann ich, nach Deutschland zurückgekehrt, wieder in der Sozialdemokratie Boden unter den Füßen.

Allerdings ging es dabei nicht ohne unangenehme Zwischenfälle ab, der erste davon nur wenige Monate nach meiner Heimkehr.

Nachdem ich im Vorort Lichterfelde bei Berlin Wohnung genommen hatte, dort der Mitgliedschaft der Partei beigetreten war und mich an ihren Diskussionen beteiligte, ergingen auch bald Einladungen zur Übernahme von Vorträgen an mich. Soweit es sich dabei um solche in Mitgliedschaften der Partei handelte, trugen sie mir nur Anerkennung ein. Anders dagegen mit einem Vortrag, den ich vor einer zum großen Teil aus Akademikern bestehenden Hörerschaft

hielt. Seine Aufnahme von seiten dieser war günstig genug, aber er hatte ein recht unangenehmes Nachspiel. Er hatte den Titel: „Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich?“ und war von mir für einen sich „Sozialwissenschaftlicher Studentenverein“ nennenden Verein von Studierenden ausgearbeitet worden, der mich ersucht hatte, vor ihm eine Frage aus dem Gebiet der Sozialwissenschaft abzuhandeln. Er ist im Druck erschienen (Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte, 3. Auflage, 50 S., gr. 8^o) und legt dar, daß, da der Sozialismus ein auf eine nahe gedachte Zukunft gerichtetes *Wollen* umschließt, das Wort Wissenschaft nur in einem begrenzten Sinn auf ihn anwendbar sei. Der Sozialismus als Bewegung ziehe aus realen Tatsachen und Bedürfnissen seine Kraft. Er wachse unausgesetzt und nehme zusehends an politischer Kraft und innerer Festigkeit zu, obwohl Sätze über Tendenzen der Wirtschaftsgestaltung und Entwicklung der Einkommen, die früher in sozialistischen Kreisen als unumstößliche Ergebnisse wissenschaftlicher Ergründung der Wirkungen der kapitalistischen Produktion gegolten hatten, wie u. a. die Doktrinen vom ehernen ökonomischen Lohngesetz, von der mit Ausbreitung der kapitalistischen Produktion zunehmenden Verelendung der Arbeiterklasse, von in immer kürzeren Fristen sich wiederholenden und immer verheerender auftretenden Geschäftskrisen, vom Verschwinden der Mittelschichten und dem immer Näherücken eines unvermeidlichen katastrophalen Zusammenbruchs der ganzen bürgerlichen Volkswirtschaft, nunmehr auch in sozialistischen Kreisen selbst als der Korrektur bedürftig erkannt würden. Das beweise jedoch nichts gegen die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Begründung des Sozialismus, sondern nur dagegen, daß dessen Lehrgebäude über die Notwendigkeit beständiger kritischer Nachprüfung erhaben sei. Ein wissenschaftlicher Sozialismus sei möglich, wenn das Wort wissenschaftlich in ihm als eine Forderung begriffen werde, welche die Theorie sich selbst zum Gebot macht.

Obwohl der Vortrag keine Silbe enthält, die am Programm oder der Praxis der Sozialdemokratie Kritik übte, sondern sich ausschließlich im Gebiet der theoretischen Erörterungen bewegte, und ich mir da sogar mit Rücksicht auf den Streit über den Wert der speziellen Betonung des Endziels für den Kampf der Sozialdemokratie selbst Gewalt angetan und denen, die sie für unentbehrlich hielten, in ihm die größtmöglichen Zugeständnisse gemacht hatte, zog er mir doch in den Reihen der Partei einen wahren Sturm von Angriffen zu. Die oben angeführte Zusammenstellung von im sozialistischen Lager

selbst als der Korrektur bedürftig anerkannten Stücken der sozialistischen Doktrin hatte einem hervorragenden Führer der Naumannschen nationalsozialen Partei Anlaß gegeben, zu schreiben, ich habe das ganze Fundament der sozialistischen Lehre zertrümmert, und eine Zurückweisung dieses Ausspruches aus meiner Feder genüge nicht, die durch ihn hervorgerufene Aufregung in den Reihen der Partei beizulegen. Die Angelegenheit wurde vor den nach Lübeck einberufenen sozialdemokratischen Parteitag für 1901 gebracht. Auf ihm trat wiederum August Bebel, sekundiert durch Karl Kautsky, als Ankläger wider mich auf, während es mir nun möglich war, meine Sache selbst zu führen. Die Anklage lautete auf übertriebene Zweifelsucht, einseitige Kritik an der Partei unter Vernachlässigung der Kritik der bürgerlichen Gesellschaft, Unklarheit meiner Sprache und unrichtige Darstellung der überlieferten Theorie. In meiner Antwort glaube ich alles das als irrig nachgewiesen zu haben, und die von Bebel beantragte Resolution hält auch nur den Vorwurf der Einseitigkeit aufrecht. Sie sprach die Erwartung aus, daß ich mich der Erkenntnis der zu einseitigen Kritik nicht verschließe, und wurde, nachdem Bebel erklärt hatte, daß sie kein Mißtrauensvotum gegen meine Person ausdrücken solle, vom Parteitag fast einstimmig angenommen.

Ich erklärte darauf, kein Kongreßbeschluß könne mich in meiner Überzeugung irre machen, die Resolution gehe von falschen Voraussetzungen aus und tue mir objektiv Unrecht. Ich würde aber, da sie nach Bebels Erklärung kein Mißtrauen ausspreche, dem Votum der Mehrheit meiner Parteigenossen diejenige Achtung und Beachtung entgegenbringen, die einem solchen Beschluß gebühre. Damit war der Parteitag befriedigt, und da er, wie der stenographische Bericht verzeichnet, meine Erklärung mit „stürmischem Beifall“ aufnahm, konnte auch ich mich zufrieden geben. Noch während seines Verlaufs wurden mir von zwei Seiten Einladungen zuteil, in Wahlkreisen mit sicherer Aussicht auf Erfolg für den Reichstag zu kandidieren. Ich lehnte sie ab, nahm aber etwas später eine Kandidatur für den gerade frei gewordenen Wahlkreis Breslau-West an, wurde dort im März 1902 mit großer Mehrheit gewählt und bis zum Jahre 1912 bei jeder kommenden Wahl von der dortigen Organisation der Sozialdemokratie von neuem aufgestellt. Der Krieg brachte mich zu ihr in zeitweiligen Gegensatz, doch gab sie mir im Jahre 1920 bei der Aufstellung der Kandidaten zum ersten Reichstag der Republik wieder einen Beweis ihres Vertrauens, von dem

ich indes keinen Gebrauch machen konnte, da schon die Organisation der Sozialdemokratie des Wahlkreises, in dem ich wohne — Potsdam II — mich zu einem ihrer Kandidaten ausersehen hatte und ich ihr, die einen schwierigeren Kampf zu führen hatte als der Breslauer Kreis, den größeren Anspruch auf meine agitatorische Betätigung zuerkannte.

Von meiner parlamentarischen Tätigkeit ist nicht viel zu sagen. Ich wählte mir als Arbeitsfeld im Reichstag solche Gebiete aus, auf denen ich sozusagen parteiorthodox war: Fragen der Steuer- und Handelspolitik, und hatte später auch mehrmals als Redner der Fraktion zum Haushalt des Ministers des Auswärtigen zu sprechen. In der letzten Rede, die ich vor dem Krieg zur auswärtigen Politik hielt, sprach ich mich mit scharfer Entrüstung über den Bukarester Gewaltfrieden von 1913 und den Ausrottungskrieg aus, den die rumänische und die serbische Regierung gegen die bulgarischen Bewohner der von ihnen auf Grund jenes Friedens Bulgarien abgenommenen Gebiete betrieben. Ich erwähne das, weil die von mir dort gekennzeichneten Vorgänge in hohem Grade mein Urteil über das Vorgehen Österreichs gegen Serbien nach dem Mord von Serajewo beeinflußt haben und so auch mitbestimmend gewesen sind, wenn ich beim Ausbruch des Weltkrieges in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion für die Bewilligung der Kriegskredite an die Reichsregierung eingetreten bin.

Um aber auf meinen Vortrag über die Frage wissenschaftlicher Sozialismus zurückzukehren, so wird der in der Philosophie beschlagene Leser ohne weiteres herausgefunden haben, daß er die Frage ähnlich beantwortet hat, wie Kants Antwort auf die Frage ausgefallen ist, wie Metaphysik als Wissenschaft möglich sei, und daß ich durch Kant beeinflußt war, hatte ich schon in der Schrift „Die Voraussetzungen des Sozialismus“ hervorgehoben. Aber ich hatte dort auch betont, daß es sich für mich nur um die Methode Kants, seinen Kritizismus, handele, tiefer in seine Philosophie bin ich nicht eingedrungen und habe daher die Neukantianer ebenso unbefriedigt gelassen, wie ich bei Marxisten Anstoß erregte, welche die Lehre der Meister gegen mich verteidigen zu müssen glaubten. Meine Art zu denken würde mich eher für die Schule der positivistischen Philosophie und Soziologie qualifiziert haben. Und als Zeugnis für diese Stellung zu den genannten Disziplinen möchte ich jenen Vortrag auch betrachtet sehen. Über die Probleme der Ökonomie sagt er im Grunde nichts, was nicht schon in den „Voraus-

setzungen“ gesagt ist, aber über die Probleme der Theorie des Sozialismus enthält er manches, was dort noch nicht zu finden war, und so glaube ich ihn trotz einiger Mängel als eine Arbeit bezeichnen zu dürfen, die einen Fortschritt meines kritischen Schaffens anzeigt.

Im Herbst 1901 rief ich eine Monatsschrift ins Leben, der ich den Titel gab „Dokumente des Sozialismus, Hefte für Geschichte, Urkunden und Bibliographie des Sozialismus“. Er zeigt mit dem literarischen Zweck der Zeitschrift auch die Grenzen an, die ich mir in bezug auf den zu behandelnden Stoff auferlegte. Ich wollte keiner der bestehenden sozialistischen Zeitschriften Konkurrenz machen und schied daher die Behandlung von Zeitereignissen und Problemen des Tages, die ein größeres Publikum interessieren konnten, grundsätzlich aus dem Programm aus. Trotzdem erzielten die Dokumente eine für ein literarisches Unternehmen dieser Art recht ansehnliche Auflage. Sie reichte indes nicht aus, ihnen auf die Dauer das Leben zu sichern. So ließ ich sie denn mit dem Abschluß des fünften Jahrgangs eingehen.

Neben einer recht beträchtlichen Anzahl von Bücherbesprechungen aus meiner Feder brachten die „Dokumente des Sozialismus“ auch verschiedene selbständige Abhandlungen, die mich zum Verfasser hatten. Die meisten davon sind Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und können daher hier übergangen werden. Erwähnenswert dagegen erscheinen mir eine Reihe von Aufsätzen, die ich unter dem Sammeltitle „Allerhand Werttheoretisches“ im fünften Jahrgang der „Dokumente“ veröffentlicht habe. (A. a. o. S. 221, 270, 367, 463, 555.) Sie bilden den Abschluß meiner Beschäftigung mit dem Problem der Werttheorie und laufen in die Feststellung aus, daß keine Werttheorie ganz falsch sei, die einen bestimmten Faktor des Wertes zur Grundlage nehme und durch ein entsprechendes Beiwort klar zu erkennen gebe, daß es sich nur um die Feststellung der Wirkungen dieses Faktors handle, daß aber jede Werttheorie notwendigerweise zu Fehlschlüssen führe, die einen einzelnen Faktor des Wertes als diesen schlechthin bestimmend erscheinen lasse.

Es war meine Absicht gewesen, diese Aufsätze noch nach verschiedenen Richtungen hin auszuarbeiten und dann gesammelt als abgeschlossene Abhandlung herauszugeben. Der sehr merkbare Rückgang des Interesses an dieser Gattung Fragen der sozialistischen Theorie veranlaßte mich jedoch um so eher, die Ausführung des Gedankens zu vertagen, als meine Tätigkeit im Dienste der sozialistischen Bewegung nun von Jahr zu Jahr auf den verschiedenen Ge-

bieten schriftstellerischen Wirkens und des gesprochenen Worts immer stärker in Anspruch genommen wurde.

Nachdem ich mit April 1900 aus dem Verbande der ständigen Mitarbeiter der „Neuen Zeit“ ausgeschieden war, war ich bis Ende 1914 ständiger Mitarbeiter der von Dr. Joseph Bloch gegründeten und geleiteten „Sozialistischen Monatshefte“, und zwar zugunsten einer folgerichtig reformistischen Politik der Sozialdemokratie. Vom März 1902 ab kam meine Tätigkeit im Reichstag hinzu, auch wurde ich viel zu Vorträgen in Berliner und auswärtigen Mitgliederschaften der Partei und von Gewerkschaften veranlaßt. Drei gemeinverständliche Vorträge über das Aufkommen, die Formen und die Bedingungen der Volkswirtschaft und die Wirkungen der kapitalistischen Produktion, die ich im Winter 1903/4 vor Mitgliedern des Maurerverbandes hielt, erlebten zunächst in Einzelheften verschiedene Auflagen und sind dann im Jahre 1920 zusammengestellt und etwas erweitert unter dem Titel „Wirtschaftswesen und Wirtschaftswerden“ erschienen. Im Jahre 1904 verfaßte ich unter dem Titel „Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die Arbeiterklasse“ eine Gedenkschrift zum vierzigsten Todestage Lassalles, in der ich mehr positiv als in früheren Arbeiten zu Lassalle Stellung nahm, und die 1919 ebenfalls erweitert in zweiter Auflage erschienen ist. Im Jahre 1905 verfaßte ich als Antwort auf eine Reihe in der Kölnischen Zeitung erschienener, im ganzen recht sachlich gehaltener Artikel ihres Redakteurs Robert Brunhuber über die deutsche Sozialdemokratie die Gegenschrift „Die heutige Sozialdemokratie in Theorie und Praxis“ (München, dritte Auflage 1914), in der ich auf die Tragweite einiger von mir in den „Voraussetzungen des Sozialismus“ gemachten Feststellungen über die Entwicklung der Einkommen und Klassen näher einging. Im gleichen Jahre übertrug mir die Leitung der Berliner Organisation der deutschen Sozialdemokratie die Abfassung einer Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung, die in den Jahren 1906 bis 1908 in drei Bänden erschienen und zur Zeit vergriffen ist. Von 1906 ab wurde ich auf Einladung der Generalkommission der freien Gewerkschaften Deutschlands Vortragender an der von dieser eingerichteten und geleiteten Gewerkschaftsschule. Meine schon früher bekundete, aber durch meine nunmehr wissenschaftliche Überzeugung gewordene Auffassung vom Gang der wirtschaftlichen Entwicklung noch sehr gesteigerte Wertung der Gewerkschaften für die soziale Befreiung der Arbeiterklasse brachte mich naturgemäß in enge Beziehung zur Gewerkschaftsbewegung und machte mir diese Tätigkeit

besonders angenehm. Gern nahm ich ebenfalls eine Einladung des Schriftstellers Martin Buber an, für seine unter dem Titel „Die Gesellschaft“ herausgegebene Sammlung sozialpsychologischer Monographien eine Abhandlung über den Streik zu liefern. Sie erschien 1906 als viertes Bändchen dieser Sammlung, und die günstige Aufnahme, die sie fand, veranlaßte den Herausgeber, bei mir auch eine Abhandlung über die „Arbeiterbewegung“ überhaupt zu bestellen. Sie füllt den Doppelband 35 und 36 der Sammlung, und da ich einigen Wert auf sie legen zu dürfen glaube, sei es mir gestattet hinzuzufügen, daß sie nach zwei kurzen Kapiteln über den Begriff und die Merkmale der Arbeiterbewegung in vier, in 14 Unterabschnitte zerfallende Kapitel die ersten Formen der Arbeiterbewegung, die entwickelten Formen der Arbeiterbewegung, die Rechtsbegriffe und die Ethik der Arbeiterbewegung, sowie die Gestaltung von Recht und Ethik im Klassenkampf behandelt und mit einem Kapitel über die Arbeiterbewegung und die Lebensauffassung abschließt. Eine Geschichte der Schneiderbewegung, zu der mich der Verband der Schneider Deutschlands einlud, gab mir Anlaß zur näheren Beschäftigung mit der Bewegung der Bruderschaften und der Gesellenverbindungen im Mittelalter und Spätmittelalter, als deren Ergebnis ich festzustellen hatte, daß, soweit die von Schanz und anderen verzeichneten Urkunden über jene Kämpfe Zeugnis ablegen, kein einziger von ihnen die Merkmale des Klassenkampfes zwischen Unternehmern und Arbeitern aufweist, bzw. in diese Kategorie eingereiht werden kann. Auch glaube ich die Lösung auf die Frage gefunden zu haben, die keine der klassischen Arbeiten über die Gesellenbewegungen behandelt, wieso im 15. und 16. Jahrhundert der Gehilfe im Handwerk aus einem „Knecht“, wie er bis dahin hieß, ein „Geselle“ ward, und welche Bewandnis es mit dieser Namensänderung hatte.

Schriftstellerische Früchte meiner parlamentarischen Tätigkeit sind eine im Jahre 1906 unter dem Titel „Die neuen Reichssteuern“ erschienene Schrift über die sogenannte Stengelsche Finanzreform und eine im Jahre 1914 veröffentlichte Schrift über die „Steuerpolitik der Sozialdemokratie“ auf Grund des Programms und der Kongreßbeschlüsse der Partei.

Ich habe schon oben bemerkt, daß ich in bezug auf die Fragen der Steuer- und Zollpolitik auf dem Boden der Orthodoxie der Sozialdemokratie stand, das heißt, die indirekten Steuern und die Schutzzollpolitik grundsätzlich verwarf. Ferner hatte ich im

Jahre 1913 im Schoße der Fraktion der Partei mit ihrer Linken dafür gestimmt, daß die Fraktion den sogenannten Wehrbeitrag, eine Auflage auf den Besitz für einen Teil der Kosten der von der Fraktion scharf bekämpften Erhöhung des Heeresbestandes, ablehnen müsse. Es erschien mir unlogisch und eine bedenkliche Abirrung vom Wege der Sozialdemokratie, Mittel für einen von ihr als verderblich erachteten Zweck daraufhin zu bewilligen, daß sie in Form einer populären Steuer erhoben werden sollten. Ich habe diese Auffassung, die meine spätere Stellung zur Frage der Bewilligung der Kriegskredite präjudizierte, in der genannten Schrift auf Seite 34 bis 36 mit größtmöglicher Diskretion dargelegt.

Bis zu einem gewissen Grade kann auch die Schrift „Die englische Gefahr und das deutsche Volk“, die ich im Jahre 1911 nach vorheriger Verständigung mit dem damaligen Vorstand der Partei verfaßt habe, als Vorzeichen für meine Haltung im Kriege angesehen werden. Sie behandelt die auf eine ausgesprochen englandfeindliche Politik Deutschlands und einen späteren Krieg des letzteren mit England abzielende Hetze, die im Sommer jenes Jahres in einem Teil der bürgerlichen Presse unter Mitwirkung angesehener Politiker der bürgerlichen Parteien betrieben wurde, und kennzeichnet diese, unter völliger Mißachtung von Deutschlands Stellung in der Welt, zum Teil mit größten Fälschungen diplomatischer Vorgänge, betriebene Agitation als die wirkliche „englische Gefahr“ für das deutsche Volk. Ob die Schrift die damaligen diplomatischen Vorgänge und deren politischen Untergrund richtig einschätzte, mag dem Urteil sachkundiger Leser überlassen bleiben. Über die Kurzsichtigkeit jener Hetze und der später von der obersten Heeresleitung Deutschlands in Übereinstimmung mit ihr während des Krieges ausgegebenen Losungsworte dürften unter ruhig urteilenden Kennern der Verhältnisse Meinungsverschiedenheiten kaum bestehen.

In den Jahren 1911 bis 1913 beschäftigte mich stark die Redaktion des von August Bebel und mir herausgegebenen Briefwechsels der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus Karl Marx und Friedrich Engels. Auf eine Wissenschaft und Theorie behandelnde Kommentierung der Briefe, der ich mich gern gewidmet hätte, mußte ich leider verzichten, da Marx Tochter, Frau Laura Lafargue, in Hinblick auf meine Ketzereien dagegen Einspruch erheben zu müssen glaubte. Doch habe ich den Briefen abschnittweise Einleitungen vorausgeschickt, welche die Zeitverhältnisse schildern, in

denen sie geschrieben wurden, und Auskunft über Personalien und dergleichen geben.

Zu erwähnen ist noch, daß ich vom Jahre 1910 ab der Stadtverordnetenversammlung meines Wohnorts Schöneberg bei Berlin und vom Jahre 1919 bis 1921 dem Magistrat dieser Stadt als unbesoldeter Stadtrat angehört habe. Diese Betätigung in der Lokalverwaltung hat mir sehr zugesagt und ist meinem Verständnis für manche Fragen zugute gekommen, zu deren Studium dem Gesetzgeber meist die ausreichende Zeit und die Gelegenheit fehlten.

Während des Weltkrieges.

Die Zeitungsnachrichten über die diplomatischen Vorgänge, die im Sommer 1914 dem Ausbruch des Weltkrieges vorangingen, trafen mich, wie die Mehrheit der Politiker, auf der Sommerreise. Ich hielt mich im Engadin auf und bekam nur selten eine zuverlässige deutsche Zeitung zu Gesicht. Auf Grund des Verhaltens der serbischen Regierung beim Bukarester Gewaltfrieden und dessen Ausnutzung stark gegen diese voreingenommen, war ich sehr geneigt, den gegen sie gerichteten offiziösen Meldungen aus Berlin und Wien Glauben zu schenken. So disponiert traf ich am 31. Juli 1914 in Berlin ein und zweifelte, als es am 1. August zum Kriege mit Rußland, dem Protektor Serbiens, kam, keinen Augenblick, daß dieses der eigentliche Urheber des Krieges sei. Ebenso schien es mir ausgemacht, daß die am 31. Juli erfolgte Ermordung des herrlichen Jean Jaurés von Agenten Rußlands angestiftet war, über deren Treiben und Einfluß in Paris mir ein dort lebender Russe, den ich als abhold jeder Übertreibung kannte, etwas über zwei Monate vorher diese sehr belastende Mitteilungen gemacht hatte. Nur so kann ich es mir erklären, daß ich in jenen Tagen alle die großen Gesichtspunkte vergaß, die dagegen sprachen, daß die Sozialdemokratie durch Bewilligung der Kriegskredite an die Regierung Wilhelms II. sich des großen politischen Kredits beraubte, den sie bis dahin in den Demokratien Europas genossen hatte und der gegebenenfalls sich als ein bedeutsamer Aktivposten für das deutsche Volk hätte bewähren können.

Daß ersteres der Fall war, daß die deutsche Sozialdemokratie infolge der Bewilligung der Kriegskredite, für die ich in den verhängnisvollen Augusttagen 1914 in der Reichstagsfraktion der Partei eingetreten war, ihr großes Ansehen in der sozialistischen Welt jenseits der Grenzen eingebüßt hatte, machte mir schon wenige

Monate nach Kriegsausbruch das entrüstete Schreiben eines hervorragenden Führers der sozialistischen Partei eines neutralen Landes klar, den ich als einen Freund Deutschlands und einen Verehrer unserer Partei gekannt hatte. Er schrieb unter anderem in Bezug auf das Vorgehen deutscher Truppen gegen die Zivilbevölkerung eines von diesen besetzten Gebietes: „Nun weiß ich, was Feigheit ist“, und daß diese Entrüstung keine Ausnahme war, erfuhr ich bald aus Briefen von anderen Neutralen. Was ich dann von unterrichteter deutscher Seite über die wirkliche Entstehungsgeschichte des Krieges erfuhr, was ich hinsichtlich der Rückwirkung der Bewilligung der Kriegskredite auf die Seele der eigenen Partei mit Schrecken wahrnehmen mußte, der Umstand, daß die Versprechen, die der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg am Vorabend des Krieges unseren Parteiführern hinsichtlich der Freigabe der Presse nach erfolgtem Aufmarsch der Truppen gemacht hatte, von der nun allmächtig gewordenen Heeresleitung mit Füßen getreten wurden, das immer deutlicher sich abzeichnende Bestreben einflußreicher Kreise, den Krieg, der ursprünglich nur ein Verteidigungskrieg hatte sein sollen, faktisch zu einem Eroberungskrieg umzugestalten, — dies und verschiedenes andere leitete mich zur Überzeugung, daß die Sozialdemokratie durch die Bewilligung der Kriegskredite an die Regierung Wilhelms II. sich und ihre geschichtliche Mission aus der Hand gegeben habe und dies nur dadurch gutmachen könne, daß sie im Angesicht der Unterlassung jeder ernsthaften Friedensaktion von Seiten der Regierung von jeder weiteren Bewilligung von Kriegskrediten an diese Abstand nehme. Diesem Standpunkt gab ich foran bei den Debatten in der Fraktion über die Bewilligungsfrage Ausdruck und behandelte auch in der Presse die auf den Krieg bezüglichen Fragen, soweit die Zensur der Militärbehörden dies zuließ, unter diesem Gesichtspunkt.

Im Winter 1914/15 veröffentlichte ich in dem von Werner Sombart und Max Weber herausgegebenen und von Edgar Jaffé redigierten „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ eine längere Abhandlung „Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg“, die mit möglicher geschichtlicher Sachlichkeit die Aufgabe und die Stellung der zur Internationale gehörenden sozialistischen Parteien in den verschiedenen Ländern gegenüber dem Krieg behandelt. Als Sonderabdruck unter dem gleichen Titel bei J. C. B. Mohr in Tübingen erschienen (56 Seiten gr.-8^o) hat sie mehrere Auflagen erlebt und ist in mehrere Sprachen übersetzt

worden. Der Geist, in dem sie gehalten ist, wird vielleicht am besten durch den Schlußsatz gekennzeichnet, wo der Umstand, daß der hochbegabte serbische Sozialdemokrat Demetrius Tutzowitsch, der die panslawistisch-großserbische Agitation stets auf das schärfste bekämpft und einen friedlichen Ausgleich mit Österreich gefordert hatte, nun als Wehrmann im Kampf für sein Heimatland gegen Österreich gefallen war, ein „Symbol der logischen Unmöglichkeiten“ genannt wird, vor die dieser Krieg die Internationale der Arbeiter gebracht habe.

Ein halbes Jahr später, im Juni 1915, erschien ein von Hugo Haase, dem hervorragendsten Führer des linken Flügels der deutschen Sozialdemokratie, Karl Kautsky und meiner Wenigkeit gezeichneter, „Das Gebot der Stunde“ überschriebener Aufruf, der an der Hand von Kundgebungen einflußreicher Personen und Kreise nachwies, daß der Krieg seinen Charakter geändert habe, hervorhob, daß man der Sozialdemokratie wohl die Bewilligung der für den Krieg erheischten Kredite zumute, ihr aber keinen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Kriegspolitik einräume, und der Überzeugung Ausdruck gab, daß die Vertretung der Sozialdemokratie sich der Aufgabe gewachsen zeigen werde, welche die veränderte Sachlage ihr auferlege. Übereinstimmung in bezug auf das Wesen dieser Aufgabe hatte uns drei zusammengeführt, von denen Haase und Kautsky bis dahin einem anderen Flügel der Partei zugehört hatten, als ich, und hat die alte Freundschaft zwischen Kautsky und mir — Haase erlag im Jahre 1919 der Kugel eines Wirtkopfs — unbeschadet unserer Meinungsverschiedenheiten in bezug auf Fragen der Theorie, völlig wiederhergestellt.

Auf der anderen Seite aber brachte mich die Gegnerschaft gegen die Fortdauer der Bewilligung der Kriegskredite in Widerstreit mit der großen Mehrheit meiner reformistischen Freunde. Auf Grund einer in freundschaftlichen Formen geführten Auseinandersetzung mit Dr. Jos. Bloch stellte ich meine Mitarbeiterschaft an den Sozialistischen Monatsheften ein und schrieb nun wieder für die „Neue Zeit“, so lange diese in Kautskys Händen blieb. Wie der Beitritt zur bewilligungsfeindlichen Opposition, als der Konflikt zwischen dieser und der Mehrheit von Partei und Fraktion sich zuspitzte, mich in die Lage brachte, einer organisatorischen Sonderbildung zuzugehören, die sich „Unabhängige sozialdemokratische Partei Deutschlands“ nannte und gegen deren Schöpfung Kautsky und ich vergebens uns erklärt hatten, braucht hier nicht näher beschrieben

zu werden, da meinerseits diese Zugehörigkeit den Krieg nicht lange überdauert hat und keiner Änderung meiner theoretischen Anschauungen und politischen Grundsätze entstammte. Ich habe in meinen damaligen Veröffentlichungen Schlagworte, die in der Opposition Kurs erhalten hatten, nicht minder scharf bekämpft, als ich die Hohlheiten von Schlagworten aufdeckte, mit denen einige Mehrheitler eine Schwenkung ins Lager der Annexionisten einzuleiten Miene machten. Gegen den Versuch, den kleineren Staaten Europas nach der Analogie der gewerblichen Kleinbetriebe die Existenzberechtigung abzusprechen, veröffentlichte ich in der „Neuen Zeit“ einen Artikel „Vom geschichtlichen Rechte der kleinen Staaten“, worin ich den Nachweis führte, daß in einer Anzahl von diesen ein stärkeres Kulturleben pulsiere und im Verhältnis mehr für die Kultur geleistet werde, als in verschiedenen Großstaaten, und als man in radikalen Kreisen anfang, auf das Eintreten von Sozialisten für die Verteidigung ihres Landes unterschiedslos das — ich glaube von Karl Radek geschmiedete — Wort „Sozialpatriotismus“ anzuwenden, erklärte ich es in einem Aufsatz der von Rudolf Breitscheid redigierten „Sozialistischen Auslandskorrespondenz“ für einen groben, jeder gesunden Logik widersprechenden Unfug, den Patriotismus schlechthin zu einem politischen Unterscheidungsmerkmal stempeln zu wollen. Der Patriotismus, führte ich aus, sei eine allgemeine, naturgemäß sich geltend machende politische Empfindung. Nicht ob einer Patriot sei, sondern wie er es sei, oder welche Deutung er dem Begriff gebe, unterscheide ihn je nachdem von anderen Staatsbürgern.

Der erstgenannte Aufsatz findet sich mit anderen, gleichfalls durch den Weltkrieg verursachten Abhandlungen in meiner Sammelchrift „Sozialdemokratische Völkerpolitik, die Sozialdemokratie und die Frage Europas“, die im Jahre 1917 in Leipzig im Verlag „Naturwissenschaften“ erschien (222 S. 8°). Sie beschäftigt sich unter anderem mit den Problemen der Demokratie und des Parlamentarismus in ihren Beziehungen zur auswärtigen Politik, mit der Frage Handelspolitik und Völkerbeziehungen, mit der Frage Patriotismus und Klassenkampf, mit den Fragen des kommenden Europa, und eine rechnet mit dem Schlagwort „nationale Lebensfrage“ ab, das im Register der Diplomatie alter, aber leider noch bei weitem nicht ausgestorbener Schule sofort bei der Hand ist, wenn eine unbequeme Frage aus der politischen Diskussion ausgeschaltet werden soll.

Gleichfalls im Weltkrieg entstanden ist die Schrift „Völkerrecht und Völkerpolitik, Wesen, Fragen und Zukunft des Völkerrechts“ (Berlin 1919, Paul Cassirer, 187 S. 8^o). Sie besteht zum größten Teil aus Vorlesungen, die ich im Winterhalbjahr 1917/18 in der sozialistischen Arbeiterbildungsschule Berlin vor einer aus Arbeitern und jungen Akademikern gemischten Hörerschaft gehalten habe. Ich glaube darin die Hauptfragen des Völkerrechts, seines Begriffs und seiner Weiterbildung gemeinverständlich auseinandergesetzt zu haben.

Und schließlich sei auch als ein Produkt der Betrachtungen, auf die der Weltkrieg mein Denken gelenkt hatte, die Schrift erwähnt „Von den Aufgaben der Juden im Weltkriege“ (Berlin 1917, Erich Reiß Verlag, 52 S. 8^o). Sie ist der Sache nach eine zum Teil zuerst in einer zionistischen Zeitung veröffentlichte Auseinandersetzung mit jüdischen Freunden, die in meiner Stellung zur Frage der Kriegskredite eine Preisgabe des deutschen Patriotismus erblickten und von denen einige nahe daran waren, vor lauter Patriotismus sich in richtigen Chauvinismus zu verlieren. Daß meiner erwähnten Stellungnahme nichts weniger zugrunde lag als Gleichgültigkeit in bezug auf das Schicksal des deutschen Volkes und Deutschlands als Nation glaube ich hier nicht erst betonen zu müssen. Ich bin nie Gegner des Patriotismus gewesen, halte ihn vielmehr, wie es in dieser Schrift heißt, als den politischen Ausdruck eines natürlichen Zusammengehörigkeitsgefühls für ebenso ursächlich begründet wie unter dem Gesichtspunkt des Zwecks zu rechtfertigen. Er ist die selbstverständliche Pflicht eines jeden, dem das Gemeinwesen das Recht des Staatsbürgers zuerkennt. Aber es gibt verschiedene Arten von Patriotismus und verschiedene Methoden ihn zu betätigen. Er muß im Zeitalter des entwickelten Verkehrs anders begriffen werden als auf früheren Stufen der sozialen Entwicklung, und bedarf heute, um nicht auszuarten, der Ergänzung durch ein rationelles weltbürgerliches Empfinden. Dieses zu pflegen seien die Juden berufen, denen ihre Lage in der Republik der Völker die Rolle als die geborenen Mittler zwischen den Nationen zuweise. Der Begründung und Entwicklung dieses Gedankens ist die Schrift gewidmet, die, was den Zionismus betrifft, diesen ablehnt, zugleich aber die Assimilation verwirft, wenn ihr bloße Rechnungsträgerei zugrunde liege.

In der Republik Deutschland.

Der Weltkrieg fand sein Ende durch den militärischen Zusammenbruch des kaiserlichen Deutschland, und dieser machte die Umwandlung des Kaisertums in eine Republik zur unerläßlichen Bedingung des Fortbestandes Deutschlands als nationale Einheit. Letzteres wird heute gern vergessen, kann aber von niemand bestritten werden, der die Bedingungen nachliest, von denen die Siegermächte die Einstellung der Feindseligkeiten abhängig machten. Die Aufgabe, die Republik einzurichten, übernahm die Sozialdemokratie, die einen Teil der Ministerien Mitgliedern der eigenen Partei übertrug, andere, die mehr fachlicher Natur waren, Angehörigen der bürgerlichen Linken anvertraute und ihnen Sozialdemokraten als eine Art Kommissare der Republik unter dem Namen „Beigeordnete“ zur Seite stellte. Beigeordneter im Reichsschatzamt, dem Vorläufer des jetzigen Reichsfinanzministeriums, wurde meine Wenigkeit. Da mit diesem Amt die Leitung einer bestimmten Abteilung des Ministeriums nicht verbunden war, bestand meine Tätigkeit vornehmlich aus Teilnahme an den großen Konferenzen in der Zentrale des Ministeriums, sowie an intimeren Besprechungen des Ministers mit Abteilungsleitern, und nahm ein Ende, als mit der Verkündung des am 14. Februar 1919 von der Nationalversammlung beschlossenen Gesetzes über die vorläufige Reichsgewalt die Republik aus dem ersten Provisorium herausgetreten war.

Der am 19. Januar 1919 gewählten Nationalversammlung, die der Republik eine Verfassung zu geben hatte, habe ich nicht angehört. Ich war, kurz bevor die Parteien an die Aufstellung der Kandidaten für diese Wahl herantraten, aus der Unabhängigen Sozialdemokratie ausgeschieden und der Mehrheitssozialdemokratie beigetreten, weil mir das Verharren der ersteren in der Opposition ganz und gar nicht mit den Notwendigkeiten der Republik vereinbar schien. So kam ich für die Einen nicht mehr und für die anderen noch nicht als ihr Kandidat in Frage und nutzte die so gewonnene Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten und Halten von Vorträgen über Fragen der sozialistischen Arbeit in der Republik aus.

Wie man leicht begreifen wird, hatte die Verkündung der Republik durch die Sozialdemokratie alsbald einen großen Zustrom neuer Anhänger an deren Partei zur Folge gehabt. Aber dieser Zustrom bestand zum Teil aus recht zweifelhaften Elementen. Viele verrieten überschwängliche Erwartungen in bezug auf soziale Um-

wälzungen und wenig Einsicht in das unter den gegebenen Verhältnissen wirtschaftlich mögliche. „Sozialisieren, schnell sozialisieren“ wurde das Tagesgeschrei. Ich begegnete ihm am 6. Dezember 1918 in einem Vortrag vor Arbeitern im Norden Berlins über die Merkmale für die Sozialisierung und habe den Gegenstand zehn Wochen später, am 24. Februar 1919, auf an mich ergangene Einladung im Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Basel noch einmal behandelt. Der Vortrag ist auf Grund eines leider zum Teil unkorrigierten Stenogramms im Verlag der „Nationalzeitung“, Basel, in Broschürenform veröffentlicht worden. Er legt dar, daß für die Zweckmäßigkeit der Sozialisierung im Sinne von Übernahme von Unternehmungen in öffentlichen Betrieb nicht so sehr die Größe der Unternehmung als die Natur des Produkts oder der Leistung entscheidend ins Gewicht falle. Je weniger differenziert das Bedürfnis sei, um dessen Befriedigung es sich handle, je weniger individueller Geschmack, Mode und dergleichen bei ihm in Betracht kommen, mit um so weniger Gefahr werde man an die Sozialisierung herantreten können, in der Urproduktion, die Landwirtschaft ausgenommen, leichter als in den Industrien der Halbfabrikate, und in diesen leichter als in den Industrien der Fertigfabrikate. Indes seien das nicht die einzigen Merkmale, die zu beachten seien. Es komme auch darauf an, inwieweit die Herstellung und die Verwertung des Produkts über das Stadium des Experimentierens hinaus seien, wie die in Betracht kommenden Unternehmungen oder Gruppen von solchen mit anderen Gewerben verzweigt oder von anderen Formen der Sozialisierung erfaßt seien, und anderes mehr. Überall sei selbst im Einzelfall sorgfältige Untersuchung am Platze, und so erkläre es sich, führte ich in Basel aus, daß die vom Rat der Volksbeauftragten ernannte, aus erklärten Anhängern des Sozialisierungsgedankens zusammengesetzte Sozialisierungskommission mit ihrem Bericht länger auf sich warten lasse, als viele erwartet haben.

Von anderen Vorträgen, die ich damals hielt und die im Druck erschienen sind, behandeln zwei die Frage des Völkerbunds, ein dritter die Frage „Was ist Sozialismus?“ Da aber die ersten beiden rein politisch sind und der dritte durch einen späteren überholt worden ist, der den gleichen Gegenstand behandelt, kann es hier bei ihrer Erwähnung sein Bewenden haben.

Eine größere Arbeit, die im Jahre 1919 entstand, ist die Neu-
ausgabe der gesammelten Reden und Schriften Ferdinand Lassalles,
die gegen die erste, von mir redigierte Ausgabe sich durch größere

Vollständigkeit und sorgfältigere Redaktion auszeichnet und vom Verlag (Paul Cassirer, Berlin) eine sehr schöne Ausstattung erhielt. Sie umfaßt 12 Bände in reichem Druck. Die der ersten Ausgabe vorausgeschickte biographische Einleitung ist von mir, wie schon weiter oben erwähnt (vgl. S. 18), ebenfalls 1919 neu bearbeitet worden und im gleichen Verlag und gleicher Ausstattung, wie die Neuausgabe der Reden und Schriften, unter dem Titel „Ferdinand Lasalle. Eine Würdigung des Lehrers und Kämpfers“ erschienen.

Im Jahre 1920 wurde ich bei den Wahlen zum ersten Reichstag der Republik von der Mehrheits-Sozialdemokratie des Wahlkreises Potsdam II als einer ihrer Kandidaten aufgestellt und gab mich dem Wahlkampf mit großem Eifer hin. In allen meinen Kandidatenreden hob ich in erster Linie die allgemein wirtschaftlichen und die speziell finanziellen Schwierigkeiten hervor, mit denen Deutschland nun zu kämpfen habe und voraussichtlich noch längere Zeit zu kämpfen haben werde.

In den Reichstag gewählt, habe ich mich wieder in den Ausschuß für Steuerfragen delegieren lassen und an den Beratungen über die Steuergesetzgebung der Jahre 1920/21 und 1922 lebhaft Anteil genommen.

Im Frühjahr 1921 wurde mir, ohne daß ich mich selbst darum beworben hatte, die Genehmigung erteilt, an der Universität Berlin Gastvorlesungen zu halten. Von welcher Seite das Ministerium darum angegangen worden war, kann ich nur vermuten. Ich forschte der Sache nicht lange nach, sondern ließ mir die Erlaubnis einfach als Befehl gelten und habe im Sommerhalbjahr 1921 einen Kursus öffentlicher Vorlesungen über „Streitfragen des Sozialismus in Vergangenheit und Gegenwart“ gehalten, die recht stark besucht waren. Leider erlaubten mir meine parlamentarische Tätigkeit und sonstige politische Verpflichtungen nur wöchentlich eine Stunde dafür anzusetzen, infolgedessen ich auch nur eine begrenzte Zahl von Fragen behandeln konnte. Von einer Wiederholung im Winterhalbjahr sah ich ab, da dieses den tätigen Parlamentarier ganz besonders in Anspruch nehmen zu wollen schien, und arbeitete dafür eine Buchausgabe der Vorlesungen aus. Sie ist Ende 1921 mit dem Obertitel „Der Sozialismus einst und jetzt“ erschienen (Berlin, Buchhandlung Vorwärts) und 1923 in zweiter Auflage von mir um zwei Kapitel vermehrt worden. Einige Kapitel wiederholen nur in etwas anderem Aufbau schon früher von mir entwickelte Anschauungen oder behandeln Fragen, über die in der sozialistischen Literatur ernsthafter

Streit überhaupt nicht mehr besteht; andere aber unterscheiden sich von früheren meiner Arbeiten durch geschlosseneren Aufbau des Gedankeninhalts und bestimmtere Formulierung der Gedanken. Dies möchte ich namentlich von der Einleitungsvorlesung behaupten, der ich den Titel gab „Der Sozialismus als sozialwissenschaftliche Entwicklungslehre“. Als das nämlich stellt die Vorlesung die Marxistische Theorie hin und gibt damit wohl die konziseste Antwort auf die Frage, wie wissenschaftlicher Sozialismus möglich sei. Daß er wissenschaftliche Entwicklungslehre ist, unterscheidet danach den Marx-Engelsschen Sozialismus grundsätzlich von allen anderen sozialistischen Theorien. Die materialistische Geschichtsauffassung, die Mehrwertslehre und die Theorie der Bewegungsgesetze der kapitalistischen Produktion seien mehr oder weniger integrierende Elemente der Lehre, aber machten ihr Wesen nicht aus. Werde die Marx-Engelssche Lehre als Entwicklungstheorie begriffen, so gelange man auf Grund ihrer zur Definition des modernen Sozialismus als

„die Zusammenfassung des geistigen Inhalts der politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Bestrebungen der zur Erkenntnis ihrer Klassenlage gelangten Arbeiter sowie der ihnen gleichgestellten Gesellschaftsschichten in den Ländern kapitalistischer Entwicklung, und der Kampf zur Verwirklichung dieser Bestrebungen.“

Dieser Umstand, daß die Marxistische Theorie den Sozialismus und seine Ziele von einer tatsächlichen Entwicklung und realen Bewegungen ableitet, unterscheidet ihn von allen seinen Vorgängern, die sämtlich, statt entwicklungstheoretisch, in der einen oder anderen Form naturrechtlich begründet sind. Dies behandelt die zweite der Vorlesungen, betitelt „Die naturrechtliche Begründung des Sozialismus“ und weist unter anderem auf den Zusammenhang des rationalistisch konstruierten naturrechtlichen Sozialismus mit der Ideologie der großen französischen Revolution hin. Aber auch von den Sozialisten, die wissenschaftlich vorzugehen glaubten, indem sie sich auf die Ökonomie beriefen, sei ein großer Teil im naturrechtlichen Denken hängen geblieben, das stets in Gefahr sei, zu Utopistereien zu verleiten. Das legt näher die dritte der Vorlesungen dar, die „die Bedeutung der Werttheorien für den wissenschaftlichen Sozialismus“ behandelt. Eine Untersuchung, die unter anderem den großen Unterschied der Rolle hervorhebt, welche die Lehre vom Mehrwert in der Marxschen Theorie spielt, gegenüber dem Platz, den sie im sozialistischen System Ferdinand Lassalles einnimmt. Die vierte Vorlesung, „Das Wesen der Gesellschaft des vorgeschrittenen

Kapitalismus“ legt zunächst dar, daß heute das Wort Kapitalismus bei Sozialisten und Nichtsozialisten zumeist, unbekümmert um die Vielfältigkeit seines Inhalts, in einem Sinne gebraucht wird, der ihn nur als Träger der Ausbeutung und Unterdrückung erscheinen läßt, während doch Marx-Engels auch seine Bedeutung als Träger des wirtschaftlich-sozialen Fortschritts hervorheben, und geht dann dazu über, die Doppelnatur der kapitalistischen Entwicklung zu kennzeichnen, die es nicht zu jener Vereinfachung der Verhältnisse kommen läßt, wie sie einst als deren unausbleibliche Wirkung angenommen wurde. Die fünfte Vorlesung „Der Sozialismus und die Lehre vom Klassenkampf“ behandelt die Formen und Wirkungen des spezifischen Klassenkampfes, den das Aufkommen und die Ausbreitung der kapitalistischen Produktion zur Folge gehabt haben, die sechste und siebente die Staatstheorien, die Demokratie und den Parlamentarismus in ihren Beziehungen zum Sozialismus, und die achte, „Die bolschewistische Abart des Sozialismus“ betitelt, legt dar, daß die bolschewistische Doktrin mit ihren dem Arsenal von Marx entlehnten Schlagworten so sehr ein vergrößerter Marxismus ist, daß, während dieser gerade die Grenzen der Macht des Willens in der Geschichte zur Erkenntnis bringt, der Bolschewismus als Doktrin sie tendenziös ignoriert und in einen Aberglauben an die unbegrenzte Schöpferkraft der Gewalt verläuft, der in der Praxis der Vater einer unheilvoll stümpernden Experimentiererei geworden ist. Das Schlußkapitel der ersten Auflage „Die nächsten möglichen Verwirklichungen des Sozialismus“ beginnt mit Kennzeichnung des Unterschieds zwischen der Welt, die Marx kannte, und der gegenwärtigen Welt, schildert dann die Rückwirkungen des Krieges auf die Volkswirtschaft im Krieg und nach dem Krieg, die Beeinträchtigung der sozialen Schöpferarbeit der Republik in Deutschland durch die Anstürme der fanatisierten Jünger des Bolschewismus, den Zwang zu Koalitionen von Sozialdemokraten mit bürgerlichen Parteien, und die Triebkräfte, die trotzdem sozialistische Verwirklichungen möglich machen und auf sie hindrängen. Jede einzelne dieser Verwirklichungen, heißt es am Schluß, möge, allein betrachtet, klein erscheinen, ihr Zusammenwirken verbürge die Verwirklichung des erstrebten großen Fortschritts.

Von den beiden, der zweiten Auflage des Buches angefügten weiteren Kapiteln ist nur das über den Gildensozialismus neu. Es schildert das Wesen dieser den Verhältnissen der Neuzeit angepaßten Anwendung des alten Plans gewerkschaftlicher Produktiv-

genossenschaften, zeigt ihre heutigen Möglichkeiten und erzielten Verwirklichungen, und legt aber zugleich auch dar, daß und warum diese Möglichkeiten begrenzt sind. Das Kapitel „Das Bleibende im Marxismus“ besteht aus dem Stenogramm eines im Jahre 1913 im Galileiklub zu Budapest von mir gehaltenen Vortrags, der in Inhalt und Tendenz mit einem einige Jahre vorher von mir in der Université Nouvelle in Brüssel gehaltenen Vortrags übereinstimmt, der den Titel erhielt „La conquête du Marxisme“.

In beiden Fällen war ich eingeladen worden, meine Kritik am Marxismus darzulegen, hatte aber erwidert, daß ich mich mit dieser lieber auf Auseinandersetzungen in der sozialistischen Familie beschränke, aber gern bereit sei, vor einem größeren Publikum darzulegen, was nach meiner Überzeugung trotz jener Kritik als Errungenschaft des Marxismus zu betrachten sei.

Unvollendet geblieben ist bis jetzt eine Arbeit über die Deutsche Revolution, die ich im Winter 1920/21 in Angriff nahm. Von ihr ist im Frühjahr 1921 der erste Band erschienen, der den Untertitel trägt „Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik“. (Verlag Gesellschaft und Erziehung.) Er umfaßt die Zeit von den Novembertagen 1918 bis zum Tage der Wahl der deutschen Nationalversammlung, den 19. Januar 1919. Den Geist, in dem die Arbeit gehalten ist, mag folgendes Stück aus der Schlußbetrachtung zur Anschauung bringen, wo hinsichtlich der politischen Bedeutung des Stärkeverhältnisses der Parteien in der Nationalversammlung gesagt wird:

„Deutschlands ökonomische Lage und soziale Gliederung machten seine unmittelbare Umwälzung in ein völlig sozialistisches Gemeinwesen unmöglich. Ganz abgesehen von einer starken Bauernschaft, mit der die Republik noch weniger nach Laune umspringen könnte, als die Bolschewisten mit den russischen Muschiks, gab es noch Millionen von bürgerlichen Gewerbetreibenden, deren sie gleichfalls nicht entbehren konnte. Selbst unter normalen Verhältnissen wäre angesichts dieser Sachlage der Ausschluß des gesamten Bürgertums von der Teilnahme an der Regierung ein Fehler gewesen, der sich bald bitter gerächt hätte. Gar bald hätte sich gezeigt, was Lassalles Darlegung in seinem glänzenden Vortrag über Verfassungswesen zu bedeuten hat, das unentbehrliche oder nicht zu beseitigende Gesellschaftsklassen „auch ein Stück Verfassung“ sind . . . Die Republik konnte wohl mit bestimmten bürgerlichen Parteien und Klassen, nicht aber mit allen den Kampf aufnehmen, ohne sich in eine unhaltbare Lage zu bringen. Sie konnte die große, auf sie gefallene Last nur tragen, wenn sie erhebliche Teile des Bürgertums an ihrem Bestand und ihrer gedeihlichen Entwicklung interessierte. Selbst wenn die Sozialdemokratie bei den Wahlen zur Nationalversammlung die ziffermäßige Mehrheit erhalten hätte, wäre die Heranziehung der bürgerlich-republikanischen Parteien zur Regierung ein Gebot der Selbsterhaltung der Republik gewesen. Sie war aber auch zugleich eine Lebensnotwendigkeit für Deutschland als Nation.

„So drückte der Ausfall der Wahlen zur Nationalversammlung einer in der sozialen Verfassung Deutschlands gegründeten politischen Notwendigkeit den Stempel auf und gab damit der ersten Periode der deutschen Revolution erkennbar den Abschluß.“

Zum Schluß sei noch ein Aufsatz erwähnt, den ich im Frühjahr 1923 auf Einladung für die Jubiläumsnummer der in New York im jiddischen Sprachdialekt erscheinenden sozialistischen Wochenschrift „Der Wecker“ verfaßt habe und von dem eine erweiterte deutsche Ausgabe in Vorbereitung ist. Er trägt den Titel „Wie kann und wird der Sozialismus zur Verwirklichung gelangen?“ und beantwortet die gestellte Frage im Kern der Sache nicht anders, aber in Einzelheiten mit schärferer Heraushebung des Entwicklungsgedankens als frühere Arbeiten von mir über den gleichen Gegenstand.

Bibliographie

I. Bücher :

- Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution. Stuttgart und Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger. 1895. 4. Auflage 1922.
- Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger. 1899. 3. Auflage der verbesserten Neu-Ausgabe 1920.
- Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus. Gesammelte Abhandlungen. 1. Teil: Zur Theorie des Lohngesetzes und Verwandtes; 2. Teil: Probleme des Sozialismus; 3. Teil: Sozialistische Kontroversen. Berlin, Ferd. Dummlers Verlag. 1901. 4. Auflage 1904.
- Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung. Berlin, Verlag Vorwärts und J. H. W. Dietz. Drei Bände. 1907.
- Geschichte der deutschen Schneiderbewegung. Ihre Organisationen und Kämpfe. Erster Band. Berlin, Verband der Schneider, Schneiderinnen und Wäscharbeiter Deutschlands, 1913.
- Die Arbeiter-Bewegung. Band 35/36 der Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Frankfurt a. M. 1910. Literar. Anstalt Rütten & Löning.
- Sozialdemokratische Völkerpolitik. Die Sozialdemokratie und die Frage Europa. Gesammelte Aufsätze 1917. Leipzig, Verlag Naturwissenschaften.
- Völkerrecht und Völkerpolitik. Wesen, Fragen und Zukunft des Völkerrechts. 1919. Berlin, Verlag Paul Cassirer.
- Ferdinand Lassalle. Eine Würdigung des Lehrers und Kämpfers. Berlin 1919. Verlag J. H. W. Dietz. Eduard Bernstein, Aus den Jahren meines Exils. (Völker zu Hause.) Berlin 1918. Verlag Erich Reiß. 5. bis 8. Tausend.
- Die deutsche Revolution. Erster Band: Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik. Berlin 1921. Verlag Gesellschaft und Erziehung.
- Der Sozialismus einst und jetzt. Streitfragen des Sozialismus in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin 1922. Zweite, vermehrte Auflage 1923. Verlag J. H. W. Dietz.

II. Ausgaben :

- Gesammelte Reden und Schriften Ferdinand Lassalles, herausgegeben und eingeleitet von Eduard Bernstein. 12 Bände. Berlin 1919/20, jetzt Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger.
- Intime Briefe Ferdinand Lassalles an Eltern und Schwester, herausgegeben von Eduard Bernstein. Berlin 1905. Verlag Buchhandlung Vorwärts.
- Der Briefwechsel zwischen Friedrich Engels und Karl Marx, 1844 bis 1883, herausgegeben von A. Bebel und Ed. Bernstein. Vier Bände. Stuttgart 1913. J. H. W. Dietz Nachfolger.

III. Kleinere Schriften und Flugschriften :

- Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich? Ein Vortrag. Berlin 1901. Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
- Die heutige Sozialdemokratie in Theorie und Praxis. Eine Antwort auf eine Artikelserie der Kölnischen Zeitung. 1906. 7. Auflage. München, Verlag G. Birck & Co. 1914.
- Wirtschaftswesen und Wirtschaftswerden. Drei gemeinverständliche Abhandlungen: die verschiedenen Formen des Wirtschaftslebens, die Grundbedingungen des Wirtschaftslebens, die Natur und die Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. 1906. Zweite Ausgabe. Berlin 1920. Buchhandlung Vorwärts.
- Was ist Sozialismus? Vortrag, gehalten 1918. Berlin 1922. Verlag für Sozialwissenschaft.
- Was ist der Marxismus? Flugschrift. Berlin 1924. Verlag Buchhandlung Vorwärts.
- Die heutige Einkommensbewegung und die Aufgabe der Volkswirtschaft. Berlin 1902. Verlag der Sozialistischen Monatshefte.
- Der Streik, sein Wesen und sein Wirken. Vierter Band der Sammlung sozialpsychologischer Monographien. 1906. 6. bis 8. Tausend. Frankfurt a. Main, Literarische Anstalt Rütten & Löning.
- La Grève et le Lock-out en Allemagne, leurs forces, leur droit et leurs résultats. Conférences faites à l'université Nouvelle de Bruxelles. Brüssel 1908. Verlag Misch & Fhron.
- Von der Sekte zur Partei. Die deutsche Sozialdemokratie einst und jetzt. Jena 1911. Eugen Diederichs.
- Parlamentarismus und Sozialdemokratie. Berlin 1906. Pan-Verlag.
- Die neuen Reichssteuern, wie sie wurden und was sie bedeuten (Kritik der Stengelschen Finanzreform von 1906). Berlin 1906. Verlag Buchhandlung Vorwärts.
- Die Steuerpolitik der Sozialdemokratie. Auf Grund des Programms und der Kongreßbeschlüsse der Partei, gemeinverständlich dargestellt. Berlin 1914. Buchhandlung Vorwärts.
- Wesen und Aussichten des bürgerlichen Radikalismus. (Schriften des sozialwissenschaftlichen akademischen Vereins in Czernowitz, Heft VI.) München und Leipzig 1915. Verlag Duncker & Humbold.
- Die englische Gefahr und das deutsche Volk. Berlin 1911. Buchhandlung Vorwärts.
- Die Wahrheit über die Einkreisung Deutschlands. Dem deutschen Volke dargelegt. Berlin 1920. Verlag Neues Vaterland.
- Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg. 3. Tausend. Tübingen 1916. Verlag von J. C. B. Mohr.
- Von den Aufgaben der Juden im Weltkrieg. Berlin 1917. Erich Reiß-Verlag.
- Völkerbund oder Staatenbund? Eine Untersuchung. Berlin 1918. Verlag Paul Cassirer.
- Der Völkerbund. Vortrag, gehalten auf Einladung der Basler Studentenschaft. Basel 1919. Verlag der National-Zeitung.
- Die Sozialisierung der Betriebe. Vortrag, gehalten im staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Basel. Basel 1919. Verlag der National-Zeitung.

- Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die Arbeiterklasse. Eine Denkschrift zu seinem vierzigsten Todestage. 1904. Zweite Auflage. Berlin 1919. Buchhandlung Vorwärts.
- Ignaz Auer. Eine Gedenkschrift. Berlin 1907. Buchhandlung Vorwärts.
- Die Leiden des armenischen Volkes und die Pflichten Europas. Rede, gehalten in einer Berliner Volksversammlung. Berlin 1902. Verlag John Edelheim.
- Das Görlitzer Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Eingeleitet und gemeinverständlich erläutert. Zweite Auflage. Berlin 1922. Verlag für Sozialwissenschaft.
- Was die Sozialdemokratie will. Die Ziele, die Grundsätze und die Politik der Sozialdemokratie. Flugschrift für den Wahlkampf 1920.
- Der Geschlechtstrieb. Heft 18 der von Dr. med. Zadek herausgegebenen Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek. Zweite Auflage. Berlin. Buchhandlung Vorwärts. 1908.

Mitarbeit an Zeitungen und Zeitschriften:

a) Ständige Mitarbeit an:

- Die Neue Zeit, herausgegeben von Karl Kautsky. Stuttgart und Berlin. 1890 bis 1900, 1914 bis 1917.
- Die sozialistischen Monatshefte, herausgegeben von Dr. Joseph Bloch. Berlin. 1900 bis 1914.
- Dokumente des Sozialismus, Hefte für Geschichte, Urkunden und Bibliographie des Sozialismus. Herausgegeben von Eduard Bernstein. Berlin 1901 bis 1905.
- The Nation. Radikaldemokratisches Wochenblatt für Politik und Literatur. Chefredakteur H. W. Massingham. London 1906 bis 1914.

b) Gelegentliche Mitarbeit:

- Revue Politique Internationale. Directeur: Felix Valyi. Paris bis 1914, Lausanne von 1914 bis 1919.
- The Contemporary Review. Radikalliberale Monatsrevue für Politik und Literatur. London.
- De socialistische Gids. Monatsschrift der holländischen Sozialdemokratie. Redakteur Bongers. Amsterdam.
- Der jiddische Vorwärts. Sozialdemokratisches Tageblatt in jiddischer Sprache. Redakteur Abraham Cahan. New-York.



